



ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

SIEBTER BAND

1965/66

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

ÖFFENTLICHE SITZUNG DER
MITGLIEDER DES ORDENS
14. MAI 1965
REDEN UND GEDENKWORTE

BEGRÜSSUNGSWORTE
DES VIZEKANZLERS DES ORDENS
RICHARD KUHN

*Hochwahrter Herr Bundespräsident,
Eminenz,
Exzellenzen,
Meine Herren Minister und Abgeordnete,
Magnifizenzen,
Meine sehr geehrten Damen und Herren!*

Der Kanzler unseres Ordens, Herr Percy E. Schramm hat mich gebeten, Sie hier in seinem Namen zu begrüßen. Aus gesundheitlichen Gründen ist es ihm leider nicht möglich gewesen nach Bonn zu kommen. Wir haben ihm heute vormittag, als die Kapitalsitzung stattfand, viele gute Wünsche für baldige Genesung telegraphisch übermittelt. Gute Wünsche dieser Art mußten wir leider auch Herrn Paul Schmitthener zuleiten, der als erster Vizekanzler Herrn Schramm hätte vertreten sollen.

Zu unserer Freude hat sich wieder eine illustre Schar von Gästen hier versammelt. Mein besonderer Gruß gilt dem Protektor des Ordens, dem Herrn Bundespräsidenten, sowie dem Herrn Bundeskanzler; ferner Sr. Eminenz dem Kardinalerzbischof Dr. Frings, Herrn Bischof Dr. Kunst, Herrn Bischof Demmel und dem Generalsekretär des Zentralrates der Juden

in Deutschland, Herrn Dr. van Dam. Ich begrüße die Vertreter des Bundes und der Landesregierungen, die Rektoren von Köln und Düsseldorf und ganz besonders den Rektor der Universität Bonn. Meinen Gruß entbiete ich ferner den Vertretern der Kriegsklasse des Ordens Pour le mérite.

Seit einigen Jahren treffen sich die Mitglieder des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste nicht nur zu ihrer satzungsmäßigen Kapitalsitzung in Bonn, sondern sie kommen auch an einem von Jahr zu Jahr wechselnden Ort zu einer Diskussionstagung zusammen. In diesem Jahr hat eine solche Begegnung Anfang April in Baden-Baden stattgefunden. Unser Sinologe Erich Haenisch hatte dazu einen Beitrag vorgelegt, der sich auf die Entzifferung einer alten mongolischen Handschrift bezog und das Zusammenwirken von Fleiß und Intuition beleuchtete. In diesem Zusammenhang zitierte er das alte chinesische Sprichwort: »Wenn der Panther stirbt, dann hinterbleibt sein Fell; wenn der Mensch stirbt, bleibt sein Name.« Es mag sein, daß in den Gedenkworten, wie sie an dieser Stelle auf dahingegangene Mitglieder gesprochen werden, letztlich nichts anderes zum Ausdruck kommt.

Anläßlich der Diskussionstagung in Baden-Baden hat ferner unser Historiker Gerhard Ritter ein längeres Referat gehalten, über das Problematische der Geschichtsschreibung in der heutigen Zeit, im Hinblick auf die alle Länder der Erde umspannenden politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Bestrebungen und Entwicklungen. Was Herr Ritter ausgeführt hat, beschäftigt mich noch immer. Denn nie zuvor war mir so klar geworden, daß etwas, was ich auf dem Gymnasium gelernt hatte, nicht stimmt, oder daß es doch nur in engen Grenzen der Wahrheit nahekommt. Ich hatte gelernt: »Aus der Vergangenheit lernen wir die Gegenwart begreifen und die Zukunft voraus-

ahnen«. Nach den Ausführungen von Herrn Ritter ist es jedoch so, daß ein Historiker die in früherer Zeit oft dominierende Frage nach dem sogenannten »Sinn der Geschichte« kaum mehr stellen kann, daß neben dem Aspekt des Abendlandes, der lange die Geschichtsschreibung bestimmte, neue Aspekte aufgetaucht sind, und daß Extrapolationen kaum mehr in früherem Sinne gewagt werden können. Nicht das Kontinuierliche und Stetige, nicht nur das in glatten Kurven Darstellbare, sondern auch das Diskontinuierliche, das Abrupte, ja das Unerwartete ist von bestimmender Bedeutung.

Es will mir scheinen, daß die eben angedeutete Betrachtungsweise auf dem historischen Gebiet der Geisteswissenschaften nicht unähnlich derjenigen ist, die schon zu Beginn dieses Jahrhunderts im Bereich der Naturwissenschaften eingesetzt hat. Neben das Infinitesimale, neben das bis in unendlich kleine Bereiche Stetige, wie es die Differentialrechnung von Leibniz und Newton behandelte, hat damals Planck das Quantenhafte gesetzt. Physik und Chemie sind dadurch in neue Bahnen gelenkt worden. Auf einer anderen Ebene, aber doch in gleicher Richtung, liegen Entwicklungen der letzten Jahrzehnte im Bereich der Biologie. Vieles, was früher kontinuierlich erschien, wie etwa die Anpassung von Lebewesen an Einflüsse der Umwelt, im struggle for life, wie Ch. Darwin es genannt hat, geht auf diskontinuierliche Veränderungen zurück, nämlich auf sprunghafte Änderungen von Erbmerkmalen, auf Mutationen, bei denen es hinsichtlich der Stellung und Zahl bestimmter Bausteine in den Nucleinsäuren der Zellen nur ein Entweder-Oder, ein Ja-oder-Nein aber keine weiteren Möglichkeiten eines stetigen Überganges gibt. Gewiß: Wo immer wir in unserem täglichen Leben stehen, versuchen wir Entwicklungslinien – einen trend – in den uns umgebenden Ereignissen zu erkennen, um uns danach zu richten.

Dem Politiker und dem Wirtschaftler ergeht es in dieser Hinsicht wohl nicht anders als den Männern der Wissenschaft. Wir dürfen aber nie vergessen, daß dem Kontinuierlichen, das wir zu erkennen glauben, das Diskontinuierliche unterlagert ist, ja daß dieses überragend werden kann.

Wenn wir darin etwas erkennen, was die Situation der heutigen Zeit ganz allgemein kennzeichnet, etwas, das jedenfalls die Älteren unter uns von Elternhaus und Schule noch nicht mit auf den Weg bekommen haben, eine Erkenntnis und eine Betrachtungsweise, die nicht auf Physik, Chemie und Biologie beschränkt ist sondern auch in den Geisteswissenschaften an Bedeutung gewinnt, dann werden wir wohl noch stärker als bisher diejenigen als bemerkenswert empfinden, deren Leistungen sprunghaft manche Entwicklungen beschleunigt und Tore zu neuen Bereichen der Natur und des Geistes geöffnet haben. Zu ihnen gehören auch solche, die den Pour le mérite getragen haben.

Von Mitgliedern unseres Ordens haben wir seit unserer letzten öffentlichen Sitzung verloren den Dichter Werner Bergengruen, und den Dichter Thomas Stearns Eliot. Beider wird heute noch näher gedacht werden, und die Bildhauerin Renée Sintenis, die mit ihren Werken, darunter vielen Tierplastiken, zahllose Menschen beglückt hat. Ihr verdanken wir auch den Berliner Bären, der in gewissem Sinne zu einem Symbol für die Wünsche und Hoffnungen auf ein geeintes Deutschland geworden ist. Ihr Leben und Wirken soll, da sie erst vor kurzem verschied, im nächsten Jahre an dieser Stelle gewürdigt werden. Darf ich Sie bitten, sich zu Ehren der beiden verschiedenen Dichter und der dahingegangenen Bildhauerin von Ihren Sitzen zu erheben – Werner Bergengruen, Thomas Stearns Eliot, Renée Sintenis – Ich danke Ihnen.

Heute wird Herr Otto Warburg auf Gerhard Domagk spre-

*chen. Herr Carl J. Burckhardt wird Werner Bergengruen Worte des Gedenkens widmen und Wolfgang Schadewaldt wird Abschied nehmen von Thomas Stearns Eliot. Bewegten Herzens begrüße ich in unserer Mitte Frau Domagk und Frau Bergengruen, die mit ihren Kindern hier erschienen sind und denen wir uns nach wie vor aufs Engste verbunden fühlen. Im Anschluß daran wird Herr Hans Kienle uns den Problemen des Welt-
raums näher bringen und einen Vortrag über »Mensch und Kosmos« halten. Ich möchte die Herren bitten sich in der genannten Reihenfolge ans Rednerpult zu begeben.*

GERHARD DOMAGK

30. 10. 1895 – 24. 4. 1964



Gerhard Purrach

Gedenkworte für

GERHARD DOMAGK

von

Otto Warburg

Gerhard Domagk wurde 1895 in Lagow in der Neumark geboren, als Sohn eines Lehrers und einer Bauerntochter. Er starb 1964, in seinem 69. Lebensjahr. Sein Geburtsland, an der Grenze von Brandenburg und Schlesien gelegen, ist ein landschaftlich schönes Land, das die Brandenburger das Land der silbernen Seen nennen und von dem sie sagen, daß die Bewohner die preußischen Tugenden am weitesten von allen Brandenburgern entwickelt haben.

Domagk war Mediziner, sein wesentliches Interesse galt der Heilung der Infektionskrankheiten. Niemand, in der langen Geschichte der Medizin, war erfolgreicher auf diesem Gebiet als Domagk. Er erntete dafür Dank und Undank. Er war Nobelpreisträger für Medizin, Mitglied der Royal Society in London und war der jüngste der 6 Naturwissenschaftler, die Theodor

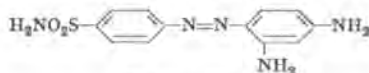
Heuss bei der Neugründung des Ordens Pour le mérite als Mitglieder berief.

Domagks letztes Arbeitsgebiet war die Heilung des Krebses. Wahrscheinlich hätte er auch dieses große Problem der Medizin gelöst, wenn ihm das Schicksal die Zeit dazu gelassen hätte. Er starb an einem faustgroßen Empyem der Gallenblase, das unglücklicherweise keine Beschwerden verursachte und deshalb nicht diagnostiziert worden ist. Wäre es diagnostiziert worden, so wäre es leicht gewesen, es zu entfernen und damit Domagk zu heilen.

Von seiner Jugend ist zu sagen, daß er 1914 in Liegnitz in Schlesien die Reifeprüfung bestand und daß er sich dann mit seiner ganzen Klasse als Kriegsfreiwilliger meldete. In Lange-mark lernte er die Wirklichkeit kennen. Nur 4 seiner Klasse blieben am Leben, er selbst wurde verwundet.

Nach dem Krieg studierte Domagk in Kiel und in Greifswald Medizin. Er entschied sich für die akademische Laufbahn und war 1927 Privatdozent für Pathologie in Münster. Hier ereignete sich, was die Zukunft seines Lebens bestimmen sollte: die Farbenfabriken Bayer in Elberfeld boten ihm eine Abteilung für Chemotherapie an, deren Aufgabe es war, chemische Heilmittel gegen bakterielle Infektionskrankheiten zu finden. Bedenkt man, daß Staphylokokken und Streptokokken die widerstandsfähigsten Lebewesen sind, die wir kennen – man kann sie ohne Schaden austrocknen oder mit Aceton fällen – so schien die Aufgabe unlösbar zu sein, Bakterien im lebenden Menschen chemisch abzutöten, ohne dabei den Menschen zu töten. Trotzdem nahm Domagk das Angebot von Bayer an, offenbar weil er den Glauben hatte, daß seine Aufgabe lösbar sein würde. Die Zukunft hat dann den Ausspruch von Max Planck bestätigt, »daß es auch in den Naturwissenschaften der Glaube ist, der selig macht«.

Domagk begann bei den Farbenfabriken im Jahr 1928. Die Chemiker der Fabriken schickten ihm Substanzen, Domagk prüfte ihre Heilwirkung zuerst mit wenigen, später mit etwa 100 Mitarbeitern. Zur Prüfung entwickelte Domagk den Mäusetest. Mäuse wurden mit Streptokokken infiziert, die zu prüfenden Substanzen wurden 24 Stunden später in die Schwanzvene eingespritzt. Domagk beobachtete dabei, daß die zu enge Schwanzvene der Maus durch Erwärmen auf eine bestimmte eng begrenzte Temperatur so erweitert werden kann, daß die Injectionen leicht möglich werden. Sachverständige haben die Ansicht geäußert, daß diese technische Verbesserung eine wesentliche Vorbedingung der Erfolge Domagks gewesen ist. Man wird dem zustimmen, wenn man bedenkt, daß größere Tiere zwar größere Venen haben, daß aber die notwendigen Hunderttausende von größeren Versuchstieren, nicht hätten beschafft werden können. Wer sich aber wundert, daß unser Schicksal davon abhängen soll, ob es gelingt, Schwanzvenen von Mäusen hinreichend zu erweitern, der mag daran erinnert werden, daß die meisten naturwissenschaftlichen Entdeckungen durch geringfügige technische Verbesserungen hervorgerufen worden sind. Zum Beispiel sind die Lichtquanten entdeckt worden, als das überempfindliche Bolometer, mit dem bisher die Strahlung des schwarzen Körpers gemessen worden war, durch Lummer zu einem stabilen Meßinstrument verbessert worden war. Domagk prüfte zunächst, von 1928 bis 1932, mehrere hundert Substanzen im Mäusetest, ohne Erfolg, bis ihm im Jahr 1932 die Chemiker Mietzsch und Klarer einen roten Azofarbstoff sandten, das »Prontosil«, dessen Formel Bild 1 zeigt



Prontosil

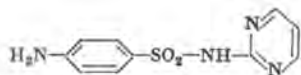
Prontosil war von den Farbenfabriken bisher zum Färben von Tuchen verwendet worden. Im Mäusetest zeigte sich, daß Prontosil die inficierten Mäuse heilte. Alle nicht behandelte infizierte Mäuse starben 24 Stunden nach der Infection, alle mit Prontosil behandelte infizierte Mäuse blieben am Leben. Bald zeigte sich, daß nicht das *ganze* Prontosil zur Heilung notwendig war, sondern nur ein Teil des Moleküls, das farblose Sulfanilsäureamid, dessen Formel Bild 2 zeigt. Im Körper wird Sulfanilsäureamid aus dem Farbstoff Prontosil durch Reduction gebildet. Hätte man das Prontosil nicht im Mäusetest geprüft, sondern, wie es bei solchen Versuchen früher üblich war, im Reagenzglas test, so wäre die Heilwirkung des Prontosils *nicht* entdeckt worden.



Sulfanilsäureamid («Sulfonamid«)

Sulfanilsäureamid ist eine bemerkenswert einfache Substanz. Sie war schon 1908 von dem Wiener Chemiker Gelmo für andere Zwecke hergestellt worden, doch war ihre Fähigkeit, Krankheiten zu heilen, unbekannt geblieben, bis Domagk 25 Jahre später ihre Heilwirkung mit Hilfe des Mäusetestes entdeckte.

Bald zeigte sich ferner, daß Sulfanilsäureamid nicht nur infizierte *Mäuse*, sondern auch infizierte *Menschen* heilte. Die Heilwirkungen des Sulfanilsäureamids wurden daraufhin in vielen chemischen Fabriken der Welt durch Einführung von Substituenten verbessert. Wahrscheinlich das beste allgemeine Heilmittel, zu dem man im Lauf dieser Bemühungen gelangte, ist das Pyrimal, auch Sulfadiazin genannt, in dem 1 Wasserstoffatom durch den Pyrimidinring ersetzt ist, und dessen Formel Bild 3 zeigt.



Pyrimal (»Sulfadiazin«)

Betrachten wir als Beispiel die Heilung der Lungenentzündung durch Pyrimal. Lungenentzündung war in der Zeit *vor* der Entdeckung der Sulfonamide eine Krankheit, an der ein großer Teil der älteren Menschen starb, da im Alter die natürlichen Abwehrkräfte des Menschen gegen Infektionserreger abnehmen. Heute kann man eine beginnende Lungenentzündung mit Pyrimal fast über Nacht heilen; ausgebildete Lungenentzündungen sind durch Pyrimal in einem solchen Maß heilbar, daß Lungenentzündungen nicht mehr zu den gefährlichen Krankheiten gehören. Kliniker, die dieses Wunder nicht selbst sahen, glaubten zunächst nicht daran, und so dauerte es einige Jahre, von 1955 bis 1958, bis die Sulfonamid-Therapie sich durchgesetzt hatte.

Eine andere Anwendung der Sulfonamide, die zur Zeit im Werden ist, ist die Verhütung ausgebildeter Infektionskrankheiten durch kleine Dosen von Sulfonamiden. Man kann so erreichen, daß die Menschen auch im Alter, ohne ernstliche Infektionskrankheiten durchkommen, während früher viele Menschen chronisch mit Bakterien infiziert waren. Eine wesentliche Ursache des frühzeitigen Alterns, die Schädigung der Blutgefäße durch fortgesetzte Einwirkung von Bakteriengiften, kann auf diese Weise beseitigt werden. –

Es sollen nunmehr einige Krankheiten aufgezählt werden, die – abgesehen von der Lungenentzündung – früher Millionen von Menschen jährlich zu Tode gequält haben und die heute mit Sulfonamiden geheilt werden:

Alle Arten von Blutvergiftungen; Gehirnhautentzündung;

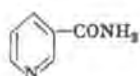
Mittelohrentzündung; Kindbettfieber, Bacterienruhr; die postoperativen Infectionen, die früher die Hauptgefahr der Operationen waren; der Gasbrand, die gefürchtete Kriegsinfektion, die bereits im letzten Krieg bei allen Armeen mit Sulfonamiden geheilt worden ist. Bedenkt man, daß man gegen alle diese Krankheiten früher nicht etwa nur *schlechtere* Mittel, sondern *überhaupt keine* Mittel hatte, so erkennt man, in welchem Maße die Sulfonamide die Tragik des menschlichen Lebens gemildert haben.

Im übrigen hat der Siegeszug der Sulfonamide in den Jahren 1935 bis 1940 bewirkt, daß die Skepsis der Medizin in Optimismus umschlug. Die Konsequenz war eine zweite große Entdeckung auf dem Gebiet der Chemotherapie, die Entdeckung der Heilwirkung des Penicillins. Schon 1928, also in der Zeit vor den Sulfonamiden, hatte Alexander Fleming gefunden, daß der Schimmelpilz *Penicillium* an Flüssigkeiten, in denen er wächst, eine Substanz abgibt, die Bacterien tötet, und die er Penicillin nannte. Niemand kam damals auf die Idee, daß Penicillin ungiftig für den Menschen sei, also ein Heilmittel gegen Infectionskrankheiten des Menschen sein könnte. Niemand interessierte sich deshalb zunächst für Flemings Penicillin. Als jedoch die Heilwirkung der Sulfonamide entdeckt worden war, schien die Heilwirkung des Penicillins durchaus nicht mehr utopisch zu sein. Die Isolierung des Penicillins aus *Penicillium*kulturen durch Chain und Florey in Oxford war die Folge dieser Überlegungen. Bei der Prüfung zeigte sich, daß Penicillin in der Tat ein Heilmittel gegen menschliche Infectionskrankheiten ist, ein Heilmittel, das für manche Zwecke den Sulfonamiden sogar überlegen ist.

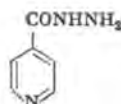
Penicillin ist also eine Konsequenz der Sulfonamide gewesen. Alexander Fleming, der Entdecker des Penicillins, hat dies in

die beiden Sätze zusammengefaßt: Ohne Domagk keine Sulfonamide, ohne Sulfonamide kein Penicillin.

Als Domagk das Gebiet der Sulfonamide für abgeschlossen hielt, begann er, sich der Heilung der Tuberkulose zuzuwenden, einer Krankheit, die durch Sulfonamide nicht geheilt werden konnte. Auch hier war Domagk erfolgreich. Die Geschichte der Heilung der Tuberkulose ist kurz folgende (Bild 4)



Nikotinsäureamid



Iso-Nikotinsäure-Hydrazid

Im Jahr 1934 war im Kaiserwilhelminstitut für Zellphysiologie in Dahlem der gemeinsame Katalysator von Atmung und Gärung entdeckt worden, das Nikotinsäureamid, dessen Formel auf Bild 4 links steht. Niemand dachte an eine therapeutische Verwendung des Nikotinsäureamids, bis 10 Jahre später der Franzose Vital Chorine sich die Frage vorlegte, ob diese physiologisch allmächtige Substanz nicht auch therapeutische Wirkungen ausüben könne. Bei seinen Prüfungen fand er, daß Nikotinsäureamid die Hauttuberkulose von Meerschweinchen heilte, ein Anlaß für die chemische Industrie, Derivate des Nikotinsäureamids herzustellen und sie bei menschlicher Tuberkulose zu prüfen. Das Ergebnis, an dem Domagk und die Farbenfabriken Bayer maßgeblich beteiligt waren, war 1951 das Iso-Nikotinsäure-Hydrazid, dessen Formel rechts auf Bild 4 wiedergegeben ist. Iso-Nikotinsäure-Hydrazid heilt die menschliche Tuberkulose. Wendet man es im Verein mit dem Antibiotikum Streptomycin an, so kann man heute 98% aller

menschlichen Tuberkulosen heilen. Domagk hat es mehrfach vorausgesagt, und Professor Georg Henneberg, der Director des Instituts Koch in Berlin hat es mir kürzlich bestätigt, daß die Tuberkulose durch Streptomycin + Nikotinsäurehydrazid ausgerottet werden wird.

Es ist ein Zeichen, wie verwöhnt wir in der Medizin geworden sind, daß der Sieg über die Tuberkulose, der größten Volksseuche der civilisierten Welt, kaum Beachtung gefunden hat, es sei denn bei denen, die mit Nikotinsäurehydrazid geheilt worden sind.

Schließlich möchte ich noch eine Zahl nennen, die eine objective Beurteilung der Leistungen Domagks ermöglicht. Der Wert der Sulfonamidproduktion betrug im Jahr 1963, also in *einem* Jahr, in den Vereinigten Staaten, also in *einem* Land, 39 Millionen Dollar. Man kann hiernach den Wert der Weltproduktion seit Domagks erster Mitteilung auf mehr als eine Milliarde Dollar schätzen, was bedeutet, daß er einer ungeheuren Zahl von Menschen das Leben gerettet hat.

Ich sah Domagk zum letztenmal in Lindau im Sommer 1963 bei der Tagung der Nobelpreisträger. Ich sagte damals zu ihm: Domagk, wenn ich den geringsten Einfluß hätte, würde ich Ihnen in allen Tälern und auf allen Bergen Denkmäler errichten. Domagk erwiderte: Das ehrt Sie; aber vergessen Sie nicht, daß Krankheiten, die man heilen kann, niemanden mehr interessieren.

Unser Orden vergißt nicht. Wie die ehemals preußischen Könige, die diesen Orden gegründet haben, sind wir bestrebt, jedem das seine zu geben. So, wie Pasteur eingegangen ist in die Geschichte als der Entdecker der pathogenen Mikroben, so wird Domagk weiterleben als derjenige, der diese Mikroben besiegt hat. Es war ein Sieg über die Todfeinde aller Menschen.

WERNER BERGENGRUEN

16. 9. 1892 – 4. 9. 1964



Werner Bergengren

Gedenkworte für

WERNER BERGENGRUEN

von

Carl J. Burckhardt

Der Dichter Werner *Bergengruen* steht jedem, der das Glück hatte, ihm im Leben zu begegnen, so deutlich vor Augen, als wäre er gegenwärtig. Er steht vor uns als ein unverwechselbares Individuum, umgeben von freier Luft, als eine durch Gewißheit gefestigte, völlig furchtlose Persönlichkeit. Zwischen Tod und Teufel erkennen wir in ihm nicht einen letzten, nein, den ewigen Ritter, der durch alle Zeiten hochgemut hindurchreitet, umschlossen von seiner strengen Form.

Der Livländer, der Rigenser Bergengruen, hat als Kind schon seine Heimat verloren. Sein Vater, ein Arzt, war, als er nach Deutschland auswanderte, der gewaltsamen Russifizierung der baltischen Provinzen ausgewichen. Damals wurde etwas Unersetzliches, der organische Übergang zwischen zwei großen Völkern zerstört, eine Zone der Vermittlung, an deren Stelle

harte Grenzen traten. Aus der noch mittelalterlichen Vielfalt seines Ursprungslandes in den Westen versetzt, fühlte der Knabe Bergengruen sich vorerst einem Element von zivilisatorischer Enge bedrängt, er wurde zum widerwilligen Schüler, tiefes Heimweh fand Ausdruck in Gedichten, die bereits in jenen frühen Jahren erstaunt haben. Eine gewisse Proteststellung blieb Bergengruen bis in die Hochschuljahre erhalten, in denen er das Angebot des Lehrstoffes ablehnte und sich sein großes, eigenständiges, vor allem historisches Wissen durch ausgedehnte Lektüren verschaffte. Dann kam der Erste Weltkrieg, da fand die von Abenteuerlust und einem genuinen Ehrgefühl geprägte Natur des Dichters den Weg zur Disziplin. Der Ulane Bergengruen, der als Offizier später bei der Infanterie, dann als Sprachenkundiger (russisch und lettisch) bei Stäben verwendet wurde, hat den ganzen Krieg ausschließlich im Osten mitgemacht, immer zu äußerst riskanten Einzelaufträgen eingesetzt. Nach dem Waffenstillstand kehrte er nicht mit den deutschen Truppen zurück, er blieb in Kiew und schlug sich durch, schließlich erschien der Vermißtgeglaubte in Berlin, gleich darauf schon stand er im Rang eines Kornetts bei der baltischen Landeswehr, dann aber mußte er als deutscher Staatsangehöriger diese Formation verlassen.

Im Oktober des Jahres 1919 erfolgte die Eheschließung des Dichters. Jetzt begann ein wunderbares, lebenslanges Zusammenwirken zweier Menschen von sich ergänzenden, hohen und weitgespannten Anlagen, wobei Bergengruens Werk bis zu seinem Tode unter ständig aufopfernder Mitarbeit seiner Lebensgefährtin entstand.

Sein so weites episches und lyrisches Werk der zwanziger Jahre wuchs aus dem Reichtum unerschöpflicher Anlage durch Fleiß und Wille zu der unverwechselbaren Ausdrucksstärke

und der stilistischen Prägung, die in jeder Zeile, jedem Satz Bergengruens Signatur trägt, die Signatur eines Menschen, der die Kraft zur Überwindung besitzt und die Fähigkeit zu souveränem Aufschwung.

Die große Bewährung aber hat Bergengruen in der dunkelsten Zeit zwischen 1933 und 1945 auf besondere Weise bestanden. Gefahr steigerte immer sein Lebensgefühl und machte ihn produktiv. Der Dichter ist vor und während des Krieges, trotz besonders erschwerender persönlicher Voraussetzungen in Deutschland geblieben. Die Bedrohung der Seinen war eine ständige, aber er hat standgehalten, er wollte seine Integrität und sein menschliches Recht durchsetzen. Schon 1937 wurde er aus der Schrifttumskammer ausgeschlossen. Damals schrieb er:

»Gewinne dir die harten Freudigkeiten,
den streng von Selbstbetrug entblößten Frieden.
Du scheidest dich von eingezirkten Breiten.
Vom Grund der Erde bleibst du ungeschieden.«

Dies sagte er zu sich selbst – und zu den andern:

»Weiter werden sie die Ketten schleifen
tief den Aufschrei in geschnürten Kehlen,
oft getäuscht, nach Spinnewebe greifen
und die Scham dem Spiegel selbst verhehlen.« 1937

Als im Jahre 1942 Bergengruens Haus bei München von einer Luftmine zerstört – und seine Gattin verwundet wurde, er aber und die Kinder wie durch ein Wunder verschont blieben, hat er fast erleichtert über den Verlust ererbter Habe in der Runde um die Brandstelle einzig nach Resten seines neusten Manuskriptes gesucht. Und schon unmittelbar darauf entstand

sein großes Gedicht: »Der Herbst des schlimmen Jahres«, wo es vom kommenden Winter heißt:

»Frühe wird er beginnen und wird kein Ende verheißen,
hinter den Scheiben selbst färben die Blumen sich braun.
Mörtel und Dachziegel werden vor Kälte zerreißen,
und die erfrorenen Vögel liegen geschart am Zaun.

Aber hinter der weißen, der tödlich starren Umwallung
sollt ihr verwandelt erfahren, was matt sonst und satt ihr
erfuhrt:
in der Entblößtheit, der Armut, dem Eise, der Stallung
flammend des Gottes Geburt.«

Jetzt war Bergengruen in der Lage, nach freier Wahl aufzubrechen. Er ließ sich mit den Seinen im Tirol nieder. Er wußte das Ende der Schreckensherrschaft voraus, ja, er war gewiß, daß er selbst durchkommen würde. Er bekennt:

»Und ewig bleibt mir eingeschworen
die salamandrische Natur.

Ich weiß, ich soll in Schwall und Schweben
ein fest beruhendes Gestein
und wie asbestenes Gewebe
im Feuer unverbrennbar sein.«

Daß dieses Feuer ihm zum Schaffen nötig war, hat sich gerade in ruhigen, glücklichen Zeiten seines Lebens gezeigt; während seiner in Zürich unter Freunden verbrachten Jahre hat ihm Unvorhergesehenes, hat ihm Spannung bisweilen gefehlt. Auf dem Wege jenes andern, heute so selten gewordenen dichterischen Denkens hat er immer genau gewußt, was bevor-

stand. In seinem großen Roman, der den Titel trägt: »Am Himmel wie auf Erden« und den er im sechzehnten Jahrhundert spielen läßt – er erschien 1940 – sind Angst und Bedrängnis vorausgenommen und überwunden. Das gleiche läßt sich von dem Gedichtband: »Der ewige Kaiser« sagen, wo der Gegenstand der echten und der usurpierten Macht an Grenzen der Aussage führt, die, wären sie von den Machthabern aus der Zeit der vorerst anonym erscheinenden Dichtung erkannt worden, für den Dichter unmittelbar zu den schwersten Konsequenzen hätten führen müssen, aber die Gefahr ging vorüber, und jener Band wie eine große Zahl seiner ungedruckten Gedichte, die in Abschriften von Hand zu Hand gingen, spendeten Trost und Aufmunterung. Dasselbe gilt auch von dem vielschichtigen und geheimnisvollen, wie durch zahllose Spiegel allseitig angestrahlten Bild des Großtyrannen. Dieser Roman enthielt eine strenge Warnung, sie wurde von denen vernommen, die sie nicht nötig hatten, die andern blieben taub.

Neben der Voraussicht bleibt bei Bergengruen am erstaunlichsten die völlige Unanfälligkeit gegenüber Strömungen der eigenen Zeit und ihren Tagesbefehlen. Ein Grund dafür mag in der Bindung an seinen baltischen Ursprung liegen. Einer knappen autobiographischen Notiz setzt Bergengruen das Wort voran (es stammt von Goethe): »Jeder Bär brummt nach der Höhle, in der er geboren ist.«

Dann sagt er über seine Heimat. Wunderliches Land, gleichermaßen verschollen und gegenwärtig! Weite, menschenarme, waldreiche Landschaft ... auf Meilen und Abermeilen noch unberührt, wie sie aus Gottes Herzen und Händen hervorging ... abgelegene Provinzorte voll schrulliger Originale, um die eine unversiegbare Erzählerfreude das nie abdorrende Ge-

rank ihrer Anekdoten wand! – Er trauert der organisch vorhandenen, mittelalterlichen Vielfalt seiner Heimat nach. Diese Heimat, wie unvergleichlich finden wir sie im Roman »Der Starost« wieder.

Aber in seinem Gedichtband »Die heile Welt« bekennt Bergengruen:

»Nie noch sang ich ein Lied, das die Heimkehr pries.
Nie auch hab ich der Heimkehr Stunde erfahren.
Käme sie unversehns, mir wäre die Lippe
zitternd geschlossen.«

Nur mit der Seele hat er seine zum innern Besitz gewordenen, allem Angestammten verbundenen Ursprünge gesucht, in denen er unerschöpfliche Schätze der Kindheit zu heben vermochte. Angestammtes, Uraltes hat ihn dann später durch das noch vorhandene, antike Erbe der Mittelmeerländer, fast eine zweite Heimat finden lassen. Aber seine wirkliche, seine große Heimat durch Schrecken und Not hindurch, ist Deutschland geworden.

Seine Erzählerfreude, die Freude am Spiel des Erzählens, hat Bergengruen aus dem Baltikum mitgebracht, aus jenem »weitgesponnenen Rankenwerk«.

Noch ganz anderes hat bei diesem Dichter zum Entstehen einer ihm eigentümlichen Unabhängigkeit vom Tagesgeschehen hingewirkt, wenn er erzählt und wenn er Verse schreibt, singen die Gestirne, sprechen Pflanzen, Tiere, Erdreich und vor allem das harte Gestein immer mit:

»Was mich«, so bekennt er, »allenthalben im Gesamtbereich der Schöpfung am gewaltigsten und am innigsten anredet, das ist die Symbolträchtigkeit und Symbolkraft der edlen Steine.«

Und weiter, sie sind: »der Inbegriff der Beständigkeit« ... sind das Feste, Beharrende, Unnachgiebige. Und nun kommt er auf die Festigkeit des Herzens zu sprechen mit den Worten: »Ein steinernes Herz ... soll niemandem gewünscht sein. Aber ein Herz, das mit der steinernen Festigkeit die edelsteinerne Leuchtkraft, auch in den dunkelsten Stunden, verbindet, ein solches Herz wird den Punkt des Archimedes abgeben.« ... Wer ein solches Herz hat, der ist »immun gegen hohle Vorspiegelungen, immun gegen die bequeme Vorstellung, das Schicksal werde schon mit sich reden lassen.«

In diesem Zusammenhang nochmals Bergengruens divinatorischer Sinn. Bei seinem Erkennen handelt es sich um das Einssein mit einem Ganzen, welches mitdenkt, wobei Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft unter Aufhebung des Zeitbegriffes eine Einheit bilden.

Menschen von Bergengruens Art erkennen in allen Erscheinungen Zeichen und Sinnbilder, nach dem Wort Jakob Boehmes, das unser Dichter anführt und das lautet: »Denn zu *dem* Ende sind alle Kreaturen dieser Welt erschienen, daß sie sollen sein ein ewig figürlich Gleichnis.«

Bergengruen trägt nicht aus den unter den Schlägen des Zeitgeschehens geborstenen Gefäßen Kostbarkeiten humanistischen Kennertums zusammen, um Schätze mit Schätzen vermengt in rasenden Assoziationen mitten im Knirschen von Rädern, im Stampfen von tausend Füßen, im Gewirr babylonisch gemischter Sprachen noch einmal aufleuchten zu lassen. Nie gibt er sich der schrillen Übertreibung eines gewissen Realismus hin. Er bleibt gelassen. Auch das Makabre gehorcht nur seinem Spieltrieb, wird zum Riesenspielzeug, wird durch einen grimmigen Humor relativiert.

Hier wirkt seine Ironie, das Makabre gehört nicht zu den mit

letztem Ernst zu nehmenden Mächten. Diese letzteren aber sind im Werk unseres Autors in voller Würde vorhanden, vor ihnen wird dem verführerischen Kitzel des Blasphemis niemals nachgegeben.

Es gibt große geistige Genealogien in Literatur und Dichtkunst; dieser stammt von jenem ab und jener von diesem. Aber es gibt auch dichterische Archetypen, sie kommen immer wieder, sie finden günstige Zeitumstände oder die Zeit verwirft sie, bisweilen aber setzen die Unzeitgemäßen sich durch, trotz aller Widerstände politischer und soziologischer Art.

In vielen erzählenden Werken Bergengruens ist ein letzter »Rittmeister« anwesend. Er ist der Vertreter einer ganz bestimmten Haltung, der man im Laufe der Zeit die verschiedensten Namen gegeben hat. Es ist ein stoisches Element in ihr, welches bedingt, daß man kein Aufheben mache, weder vom Leiden noch vom Genuß, weder vom Ernst noch vom Leichtsinn, weder von der Leistung noch vom Erdulden und daß man die tiefste Liebe zum Menschen am stärksten ohne Anflug von Sentimentalität zum Ausdruck bringt. Der Rittmeister ist ein Kumpan des Dichters in allen geselligen Stunden, mit dem Becher in der Hand im Gewoge so oft heiter, humorvollen Berichts. Die Gestalten dieses Berichts, unzählige Gestalten sind deshalb so überzeugend, weil sie nie psychologisch konstruiert sind, sondern alle nach dem wahren Gesetz der Epik, unwidersprechlich aus der Handlung entstehn. Es gibt aber auch viele Augenblicke in unseres Dichters Werk, in denen der Rittmeister verschwindet und Bergengruen selbst an seine Stelle tritt. Das sind die höchsten Augenblicke, in denen er hinter dem Treiben dieser Welt, seiner Alltäglichkeit, seiner Erhebungen, seiner Katastrophen, seiner brennenden, spannenden Interessantigkeit, seiner Öde und Verlassen-

heit immer wieder einen Sinn findet, der selbst die scheinbar ungerechtesten Geschicke klärt. Darüber wäre vieles zu sagen, dabei müßte auch der Melancholie gedacht werden, die diesen Menschen der heitern Kühnheit in Stunden umgab, den Stunden, in denen seine schöpferische Kraft vorübergehend aussetzte, um sich in seinen Tiefen wieder zu sammeln, den Stunden, in denen er den Kampf für seine Wahrheit nicht führen konnte, Stunden endlich, in denen der Zweifel ihn berührte, bis dann die dem Menschengestalt verhüllte letzte Gerechtigkeit ihm plötzlich wieder leuchtend vor Augen stand. Am Rande der Niedergeschlagenheit aber mochte es ihm bisweilen scheinen, er selbst sei nur ein Verspäteter oder, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, ein Nachreiter, was ihn den Ausruf tun ließ:

»Viel hundert Jahre gehen mit mir zu Grabe
als eines letzten wird mein Leben enden.«

Aber ein Letzter aus überwundenen Zeiten war der Mann, der uns in der Schrift »Der Wahrheit Stimme« das Rätsel eines verstorbenen Freundes, so tiefsinnig als überzeugend und scharferklärt hat, keinesfalls. Auch in dieser bedeutenden Schrift ruht sein Auge schon in ferner Zukunft, auf dem uns Entgegenkommenden, und selbst, wenn er dem Basiliskenblick begegnet, hält er ihn aus. Nirgends wird gerade dies eindrucksvoller offenbar, als in seinem grandiosen Nachkriegswerk »Dies irae«, wo es von einer Gestalt der neuesten Geschichte heißt:

»Die Flamme war er der Dämonen,
Der Schrei der unerlösten Welt.
Nicht vor der Erde Richterthronen
ist ihm die Klagebank bestellt.

Aus dem des Abgrunds Stimme brüllte,
wie kann ein Mensch sein Richter sein?
Vergreift euch nicht.

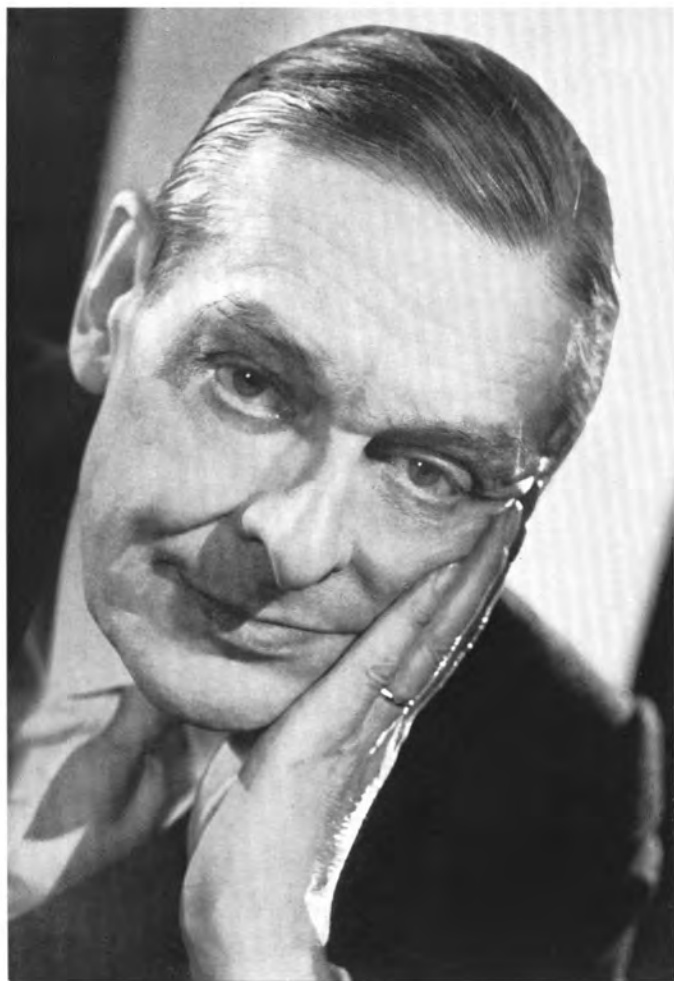
Ein Mensch, der wie Bergengruen die prometheische Überheblichkeit zu überwinden vermag – »vergreift euch nicht«, ist ein Mann der Zukunft, wie alle, die die Probe wirklich bestanden haben. Ganz am Ende durfte er sagen:

»Der die Welt erfuhr,
faltig und ergraut,
Narb an Narbenspur
auf gefurchter Haut,
den die Not gehetzt,
den der Dämon trieb –
sage, was zuletzt
dir verblieb.«

»Was aus Schmerzen kam,
war Vorübergang.
Und mein Ohr vernahm
nichts als Lobgesang.«

THOMAS STEARNS ELIOT

26. 9. 1888 – 4. 1. 1965



J.S. Ernst

Gedenkworte für

THOMAS STEARNS ELIOT

von

Wolfgang Schadewaldt

1.

Der Dichter, als der Sohn seiner Zeit, ist nur zu oft auch ein Fremdling in seiner Zeit. Das kann nicht anders sein. Verhaftet in die Realität des wechselnden Tages und ihr oft schmerzhaft geöffnet, lebt er als Dichter doch in einer anderen, seienderen Wirklichkeit, die in die Alltagswelt hinein- und in ihr durchscheint. Sie schenkt ihm, als einem Sehenden unter Blinden, die beglückendsten Sichten auf wunderbarste Konstellationen, mag ihm aber auch in manchen Zeitlagen wie zugeschüttet erscheinen.

Der Dichter wird dann zum Leidenden am Ungenüge der Zeit, und ist diese gar eine »dürftige Zeit«, wo der banale Tag sich immer mehr verflacht, so mag dieses Leiden an der Zeit wohl gar zu Zeithaß und Lebensekel – ennui –, zu Pessimismus und scheinbarem Nihilismus werden. In der Dichtung

werden dann Bilder heraufbeschworen, die Bilder des Grauens und der Verzweiflung sind, die aber doch, wenn es dem Dichter gelingt und er sie durch Gestaltung meistert, eben durch das Geheimnis der Gestaltung wieder wie besiegt erscheinen. Auch das aus Ekel und Grauen geborene Gedicht wird schön sein und in seiner entsetzlichen Wahrhaftigkeit durch das, was es in dieser Wahrhaftigkeit mit sich führt, beglücken. Mit diesen vorausgeschickten Sätzen sei der Horizont umrissen, in dem die vielgestaltige, wandlungsreiche und für viele Zeitgenossen wohl auch ainigmatische Erscheinung des Dichters Thomas Stearns Eliot steht, dem als einem verehrten Mitglied unseres Ordens nach seinem Hingang am 5. Januar dieses Jahres unser trauerndes Gedenken gehört.

2.

Schon von seiner Herkunft her vereinigte Eliot in sich verschiedene Welten. Amerikaner und Sohn einer alten neu-englischen Familie, 1888 im Südwesten der Vereinigten Staaten, in St. Louis am großen Strom geboren (der später vielfach in seinen Dichtungen fließt), nach dem Studium in Harvard und an der Sorbonne nach England übersiedelt, wo er in Oxford weiterstudierte und nach einer zehnjährigen Tätigkeit als Lehrer und Bankangestellter im Jahre 1927 englischer Staatsbürger wurde, hat er später selber gesagt, daß sein dichterisches Werk »nicht das, was es ist, geworden wäre: weder wenn ich in England geboren, noch wenn ich in Amerika geblieben wäre.« Von Haus aus Demokrat, Freidenker, Skeptiker, ja Ironiker der christlichen Religion (The Hippopotamus), der gelegentlich mit dem Gedanken spielte, Buddhist zu werden, als Lyriker in seinen ersten Werken ein Extremist der Negation

und des Lebenskels, erlebt er im Jahre 1926 jene »Bekehrung«, die ihn der anglikanischen Hochkirche beitreten und von nun an für manche zum Konservativen und »Erz-Reaktionär« werden läßt, der selbst von sich bekennt: er sei »Klassizist in der Literatur, Royalist in der Politik und anglo-katholisch in der Religion«.

In seiner Lebensstellung über siebzehn Jahre hin Leiter der kritischen Zeitschrift »The Criterion«, Mitarbeiter und späterer Direktor des Verlags Faber and Faber, hat Eliot eine einflußreiche Stellung im literarischen Leben seines Landes innegehabt, während er zugleich unmittelbar produktiv als Lyriker, Essayist und Dramatiker wirksam wurde. Als Essayist zumal den heute drängenden Problemen der Kultur, Literatur und Dichtung hingegeben, die ihn in der ganzen Spannweite vom Technischen in Vers und Sprache bis zu ihrer Stellung in Gesellschaft und Religion beschäftigte, hat er den gesamten Umkreis der auf Antike und Christentum beruhenden westlichen Bildung umfaßt und ist so als Humanist christlicher Prägung zu einem der bedeutendsten Zeit- und Kulturkritiker unserer Gegenwart geworden. In seiner Lyrik rücksichtsloser Neuerer, Avantgardist und wohl gar *poète maudit*, der sich selbst in die Ahnenreihe eines E. A. Poe, Baudelaire und Valéry stellte, und doch wieder zugleich *poeta doctus* und polyhistorischer Alexandriner, der modernen religionsgeschichtlichen und anthropologischen Gelehrsamkeit verpflichtet, polyglott und seine persönlichsten Visionen mit den entlegendsten Reminiszenzen aus Bibel, griechisch-römischer Antike, Dante, Shakespeare, Indischem und Fernöstlichem durchflechtend, liebt er es, zu seinen Gedichten selbst gelehrte Noten zu schreiben, während er sich auf der anderen Seite wieder mit jener zarten Diskretheit, die den feinen Mann auch in seinem per-

sönlichen Auftreten prägte, jeder Sinndeutung seiner Dichtung entzog. Der Lyriker mache seine Lyrik wie die Biene den Honig, die Spinne ihren Faden. Und mit Baudelaire: »Ein Gedicht sagt nicht etwas aus, es *ist* etwas.« Endlich das Überraschende, in der Geschichte der Weltliteratur nicht eben Häufige, wie dieser Essayist und Lyriker, bald fünfzigjährig, sich dem Drama zuwandte und in fünf höchst bühngemäßen, spielbaren Stücken – Tragödien wie Komödien – schnell kontinentalen Ruhm gewann.

3.

Unmöglich, in der kurzen mir verstatteten Zeit die Lyrik Eliots voll zu würdigen, die die Mitte seines schöpferischen Wirkens ist und in seinen schnell berühmt gewordenen Gedichtzyklen »Das wüste Land« von 1922, »Die hohlen Männer« von 1925 und, nach jener Bekehrung, in dem Gedicht »Aschermittwoch« von 1930 sowie den »Vier Quartetten« von 1944 gipfelt. Das entscheidende: diese Lyrik ist, aus der eigenen Verzweiflung an der Zeit, dem »L'entre-deux-guerres« entsprungen, schonungslose Aufdeckung des Schalen, Hohlen, Brüchigen, Wesenlosen und Trivialen unserer Zivilisation, die sich mit ihren technischen Errungenschaften, ihrem riesigen Sachwissen so sicher, so großmächtig vorkommt.

Im »Familienstag«:

»Wir verstehen uns auf die alltäglichen Dinge des Lebens,
Wir wissen die Maschine zu bedienen,
Wir können für gewöhnlich Unfälle vermeiden,
Wir sind versichert gegen Feuer,
Gegen Diebstahl und Krankheit,
Gegen Rohrbruchschäden,

Doch nicht gegen höhere Gewalt, das Handeln Gottes ...
Wir kennen Spezialmittel gegen Schlaflosigkeit,
Gegen Hexenschuß und Geldverlust,
Aber der Kreis unseres Verstehens ist ein sehr begrenzter
Bereich ...

Wir verloren unsern Weg im Dunkeln.«

Und:

»All unser Wissen bringt uns
Nur näher heran an unsre Unwissenheit,
All unsre Unwissenheit bringt uns näher heran an den Tod,
Doch die Nähe zum Tod nicht näher zu Gott.
Wo ist das Leben, das wir verloren haben, während wir lebten,
Wo ist die Weisheit, die wir verloren haben in unsrem Wissen,
Wo ist das Wissen, das wir verloren haben in der Information?
Die Umschwünge des Himmels in zwanzig Jahrhunderten
Haben uns ferner gerückt von Gott und uns näher gebracht an
den Staub.«

Das »Wüste Land«, es ist unsere Zeit, eine wasserlose Felsen-
wildnis, wo es kein Rasten noch Denken gibt und nicht einmal
Einsamkeit in den Bergen:

»In diesem Moderloch zwischen den Bergen
auf zerfallenen Gräbern ...

ist die Kapelle, wo nur der Wind wohnt.
Sie hat kein Fenster und die Tür wackelt.«

Hier ist

»Der Abend über den Himmel hingestreckt
Wie ein Kranker in der Narkose
Auf dem Operationstisch ...«

Hier sind wir selbst, die Menschen

»Nur hohle Männer, Ausgestopfte, aufeinandergestützt,
Stroh im Schädel,

Sinnlos miteinander wispernd,
Wie Wind im trockenen Gras
Oder Rattenfüße über zerbrochenem Glas
In unserem trocknen Keller.«
Hier ist es, wo selbst das versuchte Gebet ›Denn Dein ist das
Reich‹ in der Kehle erstickt:
»Denn dein ist ...
Das Leben ist ...
Denn dein ist das ...
Das ist die Art, wie die Welt endet,
Das ist die Art, wie die Welt endet,
Das ist die Art, wie die Welt endet,
Nicht mit einem Krachen, sondern einem Wimmern.«

Das Große und Bedeutende an dieser Lyrik der Hoffnungslosigkeit Eliots mag man in zweierlei erblicken. Das eine ist der Ernst der dichterischen Objektivierung, die alles bloß Stimmungshafte, Sentimentale und Persönliche übersteigt. Das andere ist die Gewalt der suggestiven Gestaltungskraft: die Sprache einfach und von jener ›Präzision‹, die Eliot auch theoretisch vom Dichter gefordert hat, jedoch in ihr heraufkommend eine unerhört realistische Symbolik mit den unerwartetsten Kombinationen und Mischungen. Und schließlich das Wunder: jenes Inferno des Trivialen, des Widerwärtigen, ja Ekelhaften, eingegangen in eine dominierende Musikalität – Musikalität nicht so sehr der Klänge als des Sinnes und der Vorstellungen. So steht am Ende das Urteil, daß das, was Eliot, neben allem anderen, was er sonst war und tat, in seiner Lyrik gemacht hat, sehr, sehr schöne Gedichte sind, Gedichte, die nicht etwas aussagen, sondern *sind*.

Die Gedichte nach der ›Bekehrung‹ bedeuten demgegenüber

keinen Bruch. Wenn der Horizont der Gnade im ›Aschermittwoch‹ und in den ›Vier Quartetten‹ nun auch thematisch sichtbar wird, so ist er auch früher in dem so schmerzlich erlittenen Vermissten stets mit zugegen gewesen.

4.

Für die Dramendichtung Eliots liegt mir daran zu betonen, daß der Übergang von der ›subtilen Kammermusik‹ der frühen Lyrik zum Drama kein Experiment des Kunstverständes, sondern eine innere Notwendigkeit seines Dichtens war.

Das Drama ist, zumal als Chor-Drama, die universalste Dichtform. Es ist die gegenständlichste Form der Dichtung, und es durchmißt als Handlung einen Weg, der aus einem Zustand zu einem Ziel führt. So bot es sich dem Dichter nach seiner Bekehrung als das neue Gefäß dar, in dem seine auch weiter gültige Lyrik des Leidens an der Welt und der Hoffnungslosigkeit in dem übergreifenden Zusammenhang eines fortschreitenden Geschehens aufgehoben wurde, das aus Weltverfall, Verzweiflung, Sündigkeit zur Teilnahme an der Welt der Gnade führt, vergegenständlicht in Gestalten und Schicksalen, welche die Geschichte (Thomas Beckett) oder der griechische Mythos und die griechische Tragödie vorgebildet hatte.

Höchst bemerkenswert hier die Wendung Eliots zum griechischen Drama des Aischylos, Euripides, Sophokles. Denn durchaus anders als bekannte französische und amerikanische Dramatiker, wie ein Giraudoux, Anouilh, Sartre, O'Neill, denkt Eliot nicht daran, den griechischen Mythos zu modernisieren. Vielmehr, er entwirft die moderne Welt mit ihren Problemen auf das griechische Drama zurück, das in Eliots Neugestaltung völlig untergeht. (In seiner ›Cocktail Party‹ hat es ihm

Spaß gemacht, daß auch seine gelehrtesten Freunde nicht die Herkunft der Handlung von der Euripideischen Alkestis bemerken konnten.) Wie »wunderbar hilfreich« ihm die »Einführung des griechischen Chors gewesen ist«, hat Eliot selbst gesagt. Im übrigen vereinigt er in erstaunlichsten Amalgamierungen die großen griechischen tragischen Grund-Wirklichkeiten des Erbfluchs, Familienschicksals, der Verblendung, Verfehlung, Reinigung mit den christlichen Begriffen der Sünde, Reue, der Erlösung in Beichte, Opfer, Gebet, Liebe. Es entsteht ein griechisch geformtes, aber christlich gefühltes und gedachtes Drama, womit Eliot in die Nachfolge eines Calderon und Corneille rückt.

Jedoch geht es bei diesem Befolgen der griechischen Tradition noch um mehr. »Tradition«, führt Eliot in einem seiner Essays einmal aus (Tradition and the individual Talent), »kann nicht ererbt werden; wenn man sie haben will, muß man sie in harter Arbeit erwerben. Sie schließt in erster Linie den historischen Sinn ein, den man fast unentbehrlich nennen könne für einen jeden, der nach seinem fünfundzwanzigsten Jahr noch weiter ein Dichter sein möchte.« Dieser historische Sinn bestehe darin, »nicht nur die Vergangenheit des Vergangenen wahrzunehmen, sondern seine Gegenwart; er zwingt einen Menschen, nicht nur mit seiner eigenen Generation in den Knochen zu schreiben, sondern mit dem Gefühl, daß das Ganze der europäischen Literatur von Homer ab eine gleichzeitige Existenz hat und eine gleichzeitige Ordnung darstellt.« Dieser historische Sinn sei »ein Sinn des Zeitlosen ebenso wie des Zeitlichen und des Zeitlosen und Zeitlichen zusammen«.

Gleichzeitig und deswegen in einem höheren Sinne gültig wird so für Eliot in dem Märtyrer-Drama »Mord im Dom« Aischylos,

frühes Mittelalter und Moderne. *Gleichzeitig* im ›Familienstag‹ das Atriden-Geschlecht und die englische Adelsfamilie Monchensay: »Und ob in Argos oder England – überall bestehen gewisse unbeugsame Gesetze, unabänderlich ...« *Gleichzeitig* ferner der Opfertod der Alkestis und das Opfer der Celia in der ›Cocktail-Party‹, wobei der unbekannte Gast auch wieder in dem burlesken Herakles vorgezeichnet ist. *Gleichzeitig* im ›Verdienten Staatsmann‹ der sophokleische Ödipus auf Kolonos und der moderne Lord Cleverton, der eine alte, verborgene Schuld mit sich herumträgt, sich in Beichte und Reue von ihr befreit und in der Erkenntnis der übermächtigen Gewalt der Liebe – wie Ödipus auf dem Kolonos – in eine höhere Existenz, vielleicht im Tode, eingeht. *Gleichzeitig* endlich in jenem Sinne der überzeitlichen Gültigkeit der fromme apollinische Tempeldiener Ion des Euripides und Colby Simpkins, der als vermeintlicher Sohn des Sir Claude auf die ihm angebotene hohe Stellung in der englischen Finanzwelt verzichtet und in den reinen Bereich des Dienstes an der Kirche als schlichter Organist in einer kleinen Pfarrei einkehrt. Auf das lebenswürdigste Drama des Euripides hin entworfen, entwickelt der ›Privatsekretär‹ Eliots im polaren Gegensatz zu dem einstigen Makabren eine bezaubernde innere Anmut. –

5.

Hören wir am Schluß dieser Gedenkworte, wie Eliot, der zumal in seiner Dramendichtung die große Tradition Europas neu für sich erworben hat, in den ›Vier Quartetten‹ nun mit Resignation, doch Resignation der weisen Selbstbeschränkung, die Aufgabe des Dichters in der Tradition verstanden hat:

»Was zu erobern ist
Durch Stärke und Unterwerfung,
Ist schon entdeckt worden
Ein oder zwei Mal oder mehrere Male
Durch Männer, denen nachzueifern
Man nicht hoffen kann. – Aber da ist kein Wettbewerb,
Da ist nur der Kampf, wiederzugewinnen, was verloren wurde
Und gefunden und wieder und wieder verloren:
Und jetzt unter Bedingungen,
Die ungünstig erscheinen. Doch vielleicht weder Gewinn noch
Verlust.

Für uns gibt es nur das Versuchen. Der Rest
Ist nicht unser Geschäft.«

REDE VON
HANS KIENLE

HANS KIENLE
MENSCH UND KOSMOS

Vor nunmehr gerade acht Jahren wurde der erste Sputnik auf eine Umlaufbahn um die Erde gebracht, vier Jahre später umrundete Gagarin in einer Raumkapsel als erster Mensch die Erde, und vor erst wenigen Monaten verließ ein sowjetischer Kosmonaut das Zweimann-Raumfahrzeug, um schwerelos, im Raume schwebend, nur durch eine Leine mit seinem Gefährt verbunden, Purzelbäume zu vollführen, die über alle Fernsehschirme der Erde beobachtet werden konnten. Als die Mannschaft des Raumschiffs Woschod I nach glücklicher Landung einige Tage später auf dem Roten Platz in Moskau die Huldigungen einer begeisterten Menschenmenge entgegennahm, konnte man aus ihrem Munde die stolze Botschaft vernehmen, nur der Sowjetmensch sei, getragen von dem Glauben an die Partei und dem Vertrauen auf die Leistungen der sowjetischen

Wissenschaft und Technik, solcher spektakulären Leistungen fähig.

Das Atomzeitalter, eingeleitet durch die Spaltung des Urans am Vorabend des Zweiten Weltkrieges, in seinen schrecklichen Möglichkeiten verdeutlicht durch die Bomben auf Hiroshima und Nagasaki, hat einen neuen Aspekt bekommen durch den Griff des Menschen nach dem Mond und den Sternen. Weltraumforschung – Weltraumfahrt sind die neuen Schlagworte, die die rivalisierenden Machtblöcke auf der Erde zu höchsten Leistungen anspornen.

C. F. von Weizsäcker hat für die mit der Freimachung der in den Atomkernen schlummernden Energien verbundenen Probleme die Formel geprägt: »Mit der Atombombe leben«. Max Born hat über die Weltraumfahrt das vernichtende Urteil gefällt: »Ein Triumph der Technik – ein Versagen der Vernunft«. Ich selbst habe mich in dem gleichen Zusammenhang mit der Feststellung begnügt: »Der einmal entfesselte Prometheus läßt sich nicht wieder in Ketten legen«.

Mensch und Kosmos – wie wollen wir diese Gegenüberstellung verstehen? Wenn mit Kosmos nur das gemeint ist, was sonst wohl auch als »Universum« oder als »Weltall« bezeichnet wird, letzten Endes also einfach die Summe des rein materiellen Seins, dann bleiben unsere Überlegungen im Bereich der exakten Naturwissenschaften. Der Mensch ist in seiner animalischen Existenz zwar ein Teil der Natur, steht aber als ichbewußtes, vernunftbegabtes Wesen der Welt gegenüber und bemüht sich, die Struktur eben dieser Welt und die Gesetze, nach denen sie sich verändert, zu ergründen.

Bedeutet Kosmos aber nicht mehr als die Summe von Elementarteilchen, deren Wechselspiel das Werden und Vergehen seiner Gestalten bestimmt? Und ist nicht auch der Mensch doch

mehr als nur eine der vielen wechselnden Formen, zu denen sich Elementarteilchen vorübergehend zusammenfinden und für ein Leben lang sein Fühlen, Denken, Handeln bestimmen?

In diesem erweiterten Sinn wird das Thema Mensch und Kosmos zum Gegenstand philosophisch-theologischer Spekulationen, die den tieferen Sinn des Schauspiels, das die Welt uns darbietet, verstehen wollen und Werte setzen, die anderen Bereichen als denen der exakten Wissenschaften angehören.

Das kleine Kind greift mit den Händen nach dem Mond, der durch das Fenster herein scheint, wie nach dem Ball, den man ihm vor die Augen hält; es muß erst durch Erfahrung lernen, daß dieser einem Spielball gleichende Gegenstand weit außerhalb der Griffweite seiner Hände liegt. Wenn es später, größer geworden, den Mond am Himmel sieht, dann meint es, dieser Mond wandere mit ihm, über Berge und Täler und Wälder hinweg; und es bedarf einiger gedanklicher Anstrengung, um zu der Erkenntnis zu gelangen, daß diese scheinbare Bewegung des Mondes gegenüber der umgebenden Landschaft nur die Widerspiegelung der eigenen Bewegung, die Folge der Veränderung des eigenen Standortes in dieser Landschaft ist. Das kleine Mädchen der alten Schullesebuch-Geschichte, das mit seinem Schüsselchen dahin läuft, wo der Regenbogen aus der Erde aufzusteigen scheint wie der Pfeiler einer Brücke, um das Gold einzufangen, aus dem dieser Bogen gebildet ist, weiß noch nicht, daß diese ganze wunderbare Erscheinung nur durch Brechung der Lichtstrahlen in den Wassertröpfchen einer von der Sonne in seinem Rücken beschienenen Regenwand zustande kommt und überhaupt keine greifbare, reale Existenz besitzt.

Eigene Erfahrung und Belehrung durch die Erwachsenen lassen allmählich in der Vorstellung des heranreifenden Menschen das Bild der Welt entstehen, das die Wissenschaft entworfen hat.

Dies ist das eine: fortgesetzte Abstraktion und Objektivierung, Absehen von den primären Sinneseindrücken, Elimination des Subjektes aus den Beobachtungen. Auf diesem Weg ist man von der naiven Anschauung, daß die Erde eine flache Scheibe sei, über der die kristallene Himmelskugel mit Sonne, Mond und Sternen sich wölbt, zu der Vorstellung einer frei im Raume schwebenden Kugel gelangt und hat verstehen gelernt, daß unsere Antipoden nicht mit dem Kopf nach unten hängen, sondern ebenso wie wir selbst mit den Füßen fest auf der Erde stehen, daß oben und unten keine absoluten Richtungen im Raume sind, sondern »unten« immer nur die Richtung nach dem Mittelpunkt der Erde bedeutet.

Zu der fortgesetzten Abstraktion und Objektivierung gesellt sich ein zweites: fortgesetzte Extrapolation, Übertragung der in unserem unmittelbaren Erfahrungsbereich aufgedeckten gesetzmäßigen Zusammenhänge zwischen den Naturerscheinungen auf andere, größere Bereiche, bis zur Ausweitung der Gültigkeit dessen, was wir »Naturgesetze« nennen, auf die ganze Welt.

Wenn die Kraft, die den Apfel zur Erde fallen läßt, die gleiche ist wie die, die den Mond in seiner Bahn um die Erde hält, dann muß das von Newton aufgestellte Gravitationsgesetz – so extrapolieren wir – auch die Bewegungen aller anderen Himmelskörper, nicht nur der Planeten und ihrer Monde in unserem Sonnensystem, sondern auch der Komponenten von Doppeltsternen und mehrfachen Sternsystemen in den weitesten Tiefen des Weltalls beherrschen.

Wenn die Linien im Spektrum einer irdischen Lichtquelle eindeutig bestimmten Elementen zugeordnet werden können, wie Bunsen und Kirchhoff gezeigt haben, dann sollte sich die auf solche Gesetzmäßigkeit gegründete Spektralanalyse auch auf außerirdische Lichtquellen, auf die Sonne und die Sterne übertragen lassen.

Der Kosmos wird damit zu einem einzigen großen Laboratorium, in dem vielfach mit Massen und Energien operiert wird, wie sie dem experimentell arbeitenden Physiker und Techniker auf der Erde nicht zur Verfügung stehen. Die in dem beschränkten Erfahrungsbereich auf der Erde gewonnenen Erkenntnisse und die daraus abgeleiteten Theorien können in diesem kosmischen Laboratorium im weitesten Spielraum der Massen und Kräfte geprüft werden, von der Wechselwirkung einzelner Elementarteilchen bis zur Kollision und Explosion ganzer aus Milliarden Sonnen bestehender Galaxien. Die rapide Entwicklung der Kernphysik und der Hochenergiephysik in den letzten drei Jahrzehnten mit ihren Auswirkungen auf die Technik wäre kaum denkbar ohne die Anregung durch die kosmischen Vorbilder: den Atomreaktor im Innern der Sonne als Quelle der verschwenderisch in den Raum ausgestrahlten Strahlungsenergie und die auf der Wirkung kosmischer Magnetfelder beruhenden Mechanismen, die die Teilchen der Höhenstrahlung mit den hohen Energien ausstatten, die wir bei ihrem Auftreffen auf irdische Materie beobachten.

Herrscht Einmütigkeit unter den Naturforschern darüber, daß die Extrapolation des Anwendungsbereiches der Naturgesetze auf den ganzen Kosmos ein gültiges Prinzip zur Erforschung der Vorgänge in der Welt sei, so sind im Zuge der Entwicklung der Quantentheorie einige Zweifel aufgetreten, ob auch das

die gesamte klassische Physik beherrschende Prinzip von Ursache und Wirkung solch unbedingte Gültigkeit besitze, wenn wir in den Bereich des Unendlich-Kleinen, der Elementarteilchen vorstoßen. Wenn, wie die Heisenbergsche Unschärferelation will, es nicht möglich ist, Ort und Geschwindigkeit eines Teilchens zugleich mit beliebig großer Genauigkeit in dem üblichen Schema von Raum und Zeit festzulegen, sondern nur innerhalb eines durch das Plancksche Wirkungsquantum abgegrenzten Bereiches; wenn, wie die Beobachtung des radioaktiven Zerfalls lehrt, man immer nur angeben kann, wie viele Atome einer vorgegebenen Menge in einer bestimmten Zeit zerfallen, nicht aber die Atome, die zerfallen werden, einzeln individuell fixieren kann; wenn, um es ganz allgemein zu formulieren, die letzten Grundgleichungen, die die Vorgänge in der Welt des Unendlich-Kleinen beschreiben, nur noch Wahrscheinlichkeitsfunktionen enthalten und die im Großen gültigen Naturgesetze dadurch mehr oder weniger statistischen Charakter bekommen – dann kann von einem strengen Determinismus im klassischen Sinne nicht mehr gesprochen werden. Ob darin, wie manche meinen, ein Ansatzpunkt für die Lösung des Problems der Willensfreiheit des Menschen gesehen werden kann, ob über die Unbestimmtheitsrelation dem Glauben der Weg wieder frei gemacht wird, den der dialektische Materialismus blockiert hat, ob vielleicht sogar durch diese Lücke das Wunder als Durchbrechung streng kausaler Naturgesetzlichkeit wieder Eingang finden kann in die Vorstellungswelt unserer Zeit – das steht für uns hier nicht zur Diskussion.

Die Verbindung mit der Welt außerhalb unser selbst wird hergestellt durch unsere Sinnesorgane: wir können Gegenstände sehen und betasten, können Töne und Geräusche wahrnehmen,

können Wärme und Kälte empfinden, können riechen und schmecken. Aus Sinneseindrücken entsteht in unserer Vorstellung ein subjektives Bild der Welt, eingeordnet in das Schema von Raum und Zeit, das uns als apriori-Form der Anschauung eingeprägt ist. Dieses subjektive Bild der Welt durch Abstraktion zu objektivieren, aus der Vielfalt der subjektiven Eindrücke vieler Einzelner eine allgemein verbindliche Vorstellung zu gewinnen, was und wie die Welt »wirklich« ist – das ist der Sinn der Wissenschaft.

Wir beobachten Phänomene innerhalb der Welt unserer Sinne und Zusammenhänge zwischen diesen Phänomenen, Vorgänge, die sich in unserem subjektiven Raum-Zeit-Rahmen abspielen, und können aus diesen Beobachtungen Gesetzmäßigkeiten ableiten. Von diesen empirischen Gesetzmäßigkeiten fortzuschreiten zur Formulierung der Gesetze, nach denen das Geschehen in der realen Außenwelt abläuft – das ist die Aufgabe des Theoretikers. Heinrich Hertz hat es einmal so formuliert: »Wir machen uns innere Scheinbilder oder Symbole der äußeren Gegenstände, und zwar machen wir sie von solcher Art, daß die denotwendigen Folgen der Bilder stets wieder die Bilder seien von den naturnotwendigen Folgen der abgebildeten Gegenstände.«

Für das Folgende wollen wir von dem absehen, was man gemeinhin mit »Sinnestäuschungen« bezeichnet – daß wir etwa Sterne funkeln sehen, wenn wir einen Schlag gegen das Auge bekommen – sondern wollen nur »echte« Wahrnehmungen in Betracht ziehen. Wenn wir uns außerdem noch auf den Aspekt der Welt beschränken, der Gegenstand der astronomischen Forschung ist, dann bleibt als Sinnesorgan im Grunde nur das Auge übrig und als Medium der Kommunikation mit den Sternen das von diesen kommende Licht, das Bilder auf der

Netzhaut des Auges erzeugt. Von diesen Bildern auf der Netzhaut müssen wir auf den Ort im Raum schließen, von dem das Licht seinen Ausgang nahm. Dabei operieren wir mit den Lichtstrahlen nach den Gesetzen der geometrischen Optik und setzen voraus, daß Lichtstrahlen als gerade Linien betrachtet werden dürfen.

Durch das Bild auf der Netzhaut ist nur die Richtung fixiert, aus der das Licht kommt, es kann primär nichts über die räumliche Lage des Ursprungsortes der Strahlen aussagen. Der Einäugige sieht die Welt daher nur flächenhaft, für ihn projizieren sich alle Objekte auf einen Hintergrund in unbestimmter Entfernung, er hat keinen unmittelbaren Eindruck von »Tiefe«. Nur beidäugiges, »stereoskopisches« Sehen, die Kombination der Netzhautbilder zweier Augen, die einen gewissen Abstand voneinander haben, vermittelt einen Eindruck von der relativen Lage der Objekte zueinander im Raum.

Es gibt noch einen anderen Effekt, der zwar nicht unmittelbar ein echtes räumliches Bild erzeugt, aber doch eine Vorstellung von räumlicher Tiefe vermittelt: die Perspektive. Alle Gegenstände werden mit der Entfernung vom Beobachter scheinbar kleiner, die Bäume zu beiden Seiten der Landstraße, die Telegraphenmasten entlang der Bahnlinie; die Straße erscheint in der Ferne schmaler als in der Nähe, die Schienen der Eisenbahn laufen scheinbar in einem Punkt des Horizonts zusammen. Dieses scheinbare Kleinerwerden gleich großer Gegenstände bis zur Zusammenschrumpfung in Punkte führt den Blick in die Tiefe des Raumes.

Beide Effekte – die relative Verschiebung naher Objekte gegenüber weiter entfernten bei Veränderung des Standpunktes des

Beobachters und das scheinbare Kleinerwerden der Objekte mit zunehmender Entfernung vom Beobachter – geben die Möglichkeit zur objektiven Messung von Entfernungen nach der Methode der »Triangulation«, der Dreiecksmessung. In beiden Fällen wird Gebrauch gemacht von dem einfachen Satz der Schulgeometrie, daß ein Dreieck vollständig bestimmt ist durch eine Seite und zwei Winkel.

Wenn wir vom scheinbaren Ort eines Sternes an der Himmelskugel übergehen wollen zu seinem wahren Ort im Raum, dann ist dazu die Kenntnis der Entfernung des Sternes von der Erde nötig. Und wenn wir diese Entfernung nach der Methode der Triangulation messen wollen, dann brauchen wir eine Basis, von deren Enden aus die Richtungen nach dem Stern bestimmt werden. Für den uns nächsten Himmelskörper, den Mond, kann diese Basis auf der Erde abgesteckt werden, z. B. zwischen den Sternwarten in Greenwich und am Kap der Guten Hoffnung. Die Verschiebung, die der Mond am Himmel gegenüber den in sehr viel größeren Entfernungen sich befindlichen Fixsternen scheinbar erleidet, wenn er im gleichen Zeitpunkt von Greenwich und vom Kap aus anvisiert wird, ist etwas größer als 1° . Aus der bekannten Distanz der beiden Sternwarten folgt dann, daß die mittlere Entfernung des Mondes von der Erde rund 30mal so groß ist wie der Durchmesser der Erde; auf einer Straße zum Mond könnte man die Erdkugel fast zehnmal abrollen.

Die gleiche Methode führt, auf die Sonne angewandt, auf eine 400mal kleinere Verschiebung und dementsprechend auf eine Entfernung der Sonne von der Erde, die 400mal größer ist als die des Mondes, 150 Millionen Kilometer gegenüber 384000. Diese Strecke von 150 Millionen Kilometern ist die »astronomische Einheit« (a. E.) der Länge.

Für die Auslotung der Tiefen des Raumes im Bereich des Planetensystems reicht der Bewegungsspielraum aus, den die Oberfläche der Erde für die Verlagerung des Beobachtungsortes zuläßt; für die Überbrückung der Distanz zu den nächsten Fixsternen aber bedarf es einer wesentlich größeren Basis. Diese größere Basis für die Dreiecksmessung liefert die Erde durch ihren Lauf um die Sonne auf einer Bahn, deren Radius die a. E. ist, 24 000mal größer als der Radius der Erde; und selbst diese Basis ist noch recht klein im Vergleich zu den Entfernungen der Sterne. Es hat seit der Erfindung des Fernrohres fast zweier Jahrhunderte der Entwicklung immer besserer astronomischer Meßinstrumente bedurft, bis im Jahre 1838 dem Meister astronomischer Beobachtungskunst, F. W. Bessel in Königsberg, die einwandfreie Messung der Entfernung eines Sternes gelang.

Der Winkel an der Spitze des Dreiecks, dessen Basis die astronomische Einheit ist – wir bezeichnen ihn als »Parallaxe« des Sterns – ergab sich zu nur $\frac{3}{10}$ Bogensekunden; das bedeutet, daß die Entfernung des Sterns von uns mehr als 600 000 a. E. beträgt. Das Licht, das in weniger als 8 Minuten die Distanz Sonne–Erde zurücklegt, ist viele Jahre unterwegs, bis es dem Astronomen auf der Erde Kunde von Ereignissen in der Welt der Sterne bringen kann. Ein neuer Stern, den wir heute aufleuchten sehen, kann längst schon wieder erloschen sein, während wir noch über die Rätsel nachgrübeln, die dieses kosmische Ereignis uns aufgibt.

Die a. E. ist nicht die geeignete Einheit, um auch Dimensionen im System der Fixsterne in vorstellbaren Zahlen auszudrücken; man hat dafür die größere Einheit »Parsec« eingeführt, definiert als die Entfernung eines Sternes, dessen Parallaxe gerade eine Bogensekunde ist; 1 Parsec ist gleich 206 265 a. E.

oder 31 Billionen Kilometer. Ähnlich wie wir auf der Erde vielfach Entfernungen in Stunden angeben – Gehstunden oder Flugstunden – statt in Kilometern, so werden auch Entfernungen der Sterne gern in »Lichtjahren« angegeben. 1 Lichtjahr ist die Strecke, die das Licht mit einer Geschwindigkeit von 300 000 km/sec in einem Jahr zurücklegt. Die Entfernung 1 Parsec entspricht $3\frac{1}{4}$ Lichtjahren.

An dieser Stelle sei eine kurze Erläuterung der Begriffe »Messen«, »Vorstellbarkeit« und »Anschaulichkeit« eingeschaltet, die ich einem 1946 gehaltenen Vortrag über »Die Maßstäbe des Kosmos« entnehme:

»Ein wesentlicher Moment des Meßvorganges ist die Anpassung der Einheit, mit der gemessen wird, an die Größe der zu messenden Strecke. Das Maß des Uhrmachers und des Feinmechanikers ist ein anderes als das des Zimmermanns oder des Grobschmiedes. Auf dem Zeichenbrett des Ingenieurs liegt das 30 bis 50 cm lange Millimeterlineal, in den Händen des Landmessers sehen wir das nur in ganze Zentimeter unterteilte 20-m-Bandmaß.«

»Der Grund für diese verschiedene Wahl der Einheiten liegt in unserer beschränkten Vorstellbarkeit von Zahlen. 5 Zoll sind als fünf nebeneinandergelegte Daumen eine gut vorstellbare Größe, vielleicht auch noch 10 oder 15 Zoll. Wird die Zahl 20 überschritten, dann macht sich eine zunehmende Unsicherheit bemerkbar; wir erfassen eine solche Strecke nicht mehr als Summe der einzeln aneinandergereihten Maßeinheiten.«

»Diesem beschränkten Vorstellungsvermögen werden wir im allgemeinen dadurch gerecht, daß wir neue Einheiten wählen und diese größeren oder kleineren Einheiten aus der Grundeinheit ableiten durch Zusammenfassung oder Unterteilung.

Die alten Maßsysteme benutzen dabei mit Vorliebe die Zahlen 12 oder 60: Ein Zoll hat 12 Linien, 12 Zoll geben einen Fuß; der Tag hat 2×12 Stunden, die Stunde 60 Minuten, die Minute 60 Sekunden.«

»Heute hat sich weitgehend das dekadische System durchgesetzt, das für alle Unterteilungen und Zusammenfassungen die Potenzen der Zahl 10 benützt.«

»Die Verschiedenheit der Maßstäbe, in denen wir denken, tritt vor allem in Erscheinung, wenn wir die Ergebnisse der Messungen zeichnerisch darstellen, wenn wir Pläne entwerfen oder Modelle bauen. Gegenstände von den Dimensionen unserer Hände zeichnen wir in natürlicher Größe, im Maßstab 1:1, mikroskopische Objekte in zehnfacher, hundertfacher, tausendfacher Vergrößerung. Für den Bauplan eines Hauses ist der Maßstab 1:100 angemessen, Stadtpläne werden im Maßstab 1:10000 oder 1:25000 gezeichnet, um ganze Länder darzustellen, müssen Maßstäbe zwischen 1:1 Million oder 1:10 Millionen gewählt werden, die Oberfläche der ganzen Erde aber kann nur durch Verkleinerung im Maßstab 1:100 Millionen auf einem handlichen Blatt übersichtlich untergebracht werden.«

»Jeder Wechsel des Maßstabes zieht Änderungen der Einzelheiten, die dargestellt werden können, nach sich. Im verkleinerten Maßstab verschmelzen Einzelheiten, die das Auge am Objekt selbst noch wahrnimmt; der vergrößerte Maßstab ermöglicht umgekehrt die Auflösung und Darstellung von Strukturen, die in natürlicher Größe nicht erkennbar sind ... Die Grenzen, innerhalb deren wir uns vernünftigerweise bewegen dürfen, können nach oben und unten durch folgende Überlegungen abgesteckt werden: Mit bloßem Auge können wir Objekte von 1 mm Größe gut erkennen, bei $\frac{1}{10}$ mm liegt

die untere Grenze. Andererseits vermögen wir ohne allzu-große Bewegung des Kopfes gleichzeitig eine Fläche von etwa 50 cm mal 50 cm zu überblicken. Setzen wir daher als obere Grenze für die Größe des Blattes, auf dem ein Plan entworfen werden soll, 1 m mal 1 m fest, dann kommen wir zu dem Schluß, daß in einem und demselben Maßstab im alleräußersten Fall Objekte zur Darstellung gebracht werden können, deren Dimensionen im Verhältnis 1:10 000 stehen.«

Wenn wir uns den räumlichen Aufbau der Welt veranschaulichen wollen, dann müssen wir also Modelle in einem solchen Maßstab entwerfen, daß das Dargestellte in den Bereich der unmittelbaren Vorstellbarkeit gerückt wird.

Ein Plan des Sonnensystems im Maßstab 1:50 Billionen, in dem die Bahnen der Planeten und Kometen eingezeichnet sind, läßt sich gerade auf dem Doppelblatt eines großen Handatlasses unterbringen. Wollten wir aber in diesem Plan auch die Größen der Sonne und der Planeten im gleichen Maßstab einzeichnen, dann wäre die Sonne als ein kaum erkennbares Pünktchen von nur $\frac{1}{20}$ mm Dicke darzustellen, der größte Planet Jupiter hätte nur 5 Tausendstel mm im Durchmesser, die Erde läge mit $\frac{1}{2000}$ mm an der Grenze der Sichtbarkeit im Mikroskop.

Wir stoßen damit auf eine Gesetzmäßigkeit von weittragender Bedeutung: Es ist nicht möglich, in ein und demselben Modell gleichzeitig die Dimensionen des Systems und die seiner Mitglieder unmittelbar anschaulich zu machen. Für die Darstellung der relativen Größenverhältnisse der Sonne und der Planeten müßten wir einen mindestens 1000mal größeren Maßstab wählen als für den Gesamtplan der Planetenbahnen.

Es mag füglich bezweifelt werden, ob ein Modell des ganzen Planetensystems im Maßstab 1:10 Milliarden als »anschaulich«

betrachtet werden kann: Hier im völlig leeren Saal eine Kugelleuchte von nur 14 cm Durchmesser als Sonne in der Mitte, vier winzige Stecknadelknöpfe, die vier inneren Planeten Merkur, Venus, Erde, Mars darstellend, in Abständen von 6, 10, 15 und 24 Metern von der Lampe irgendwo frei schwebend im Raum, der Mars vielleicht schon draußen vor der Türe, im Treppenhaus; der Mond ein winziges Sandkörnchen von $\frac{1}{3}$ mm Durchmesser, dem bloßen Auge gerade noch aus nächster Nähe erkennbar, nahe bei dem Stecknadelknopf Erde; die vier großen Planeten Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun kleine Kieselsteine, irgendwo im Umkreis von einem halben Kilometer verstreut; der nächste schon außerhalb des Geviertes dieses Gebäudekomplexes, der am weitesten entfernte vielleicht drunten auf der Promenade am Rhein. Und sonst? Außer ein paar Tausend submikroskopischer Sonnenstäubchen, die Kleinen Planeten im Raum zwischen den Bahnen von Mars und Jupiter darstellend, nichts, was irgendwie dem Auge wahrnehmbar gemacht werden könnte, auch nicht im Lichtkegel des stärksten Scheinwerfers.

Wenn auch nicht unmittelbar anschaulich, so wird dieses Modell doch wohl eines vermitteln können: einen Eindruck von der unendlichen Leere des Weltraumes, von der Verlorenheit der Erde in diesem Raum und von der rein materiellen kosmischen Bedeutungslosigkeit des Menschen, der im Maßstab unseres Modells nur eine von Milliarden submikroskopischer Mikroben wäre, die sich auf der Oberfläche eines Stecknadelknopfes bewegen, wähnend, sie seien die Krone der Schöpfung, sich gegenseitig auffressend im Hunger nach Macht und Herrschaft.

Wie aber wird dieses Bild, wenn wir versuchen, die nächsten Sterne in das Modell mit einzubeziehen, von denen wir wissen,

daß sie Sonnen sind wie unsere Sonne, manche sogar größer und heller als sie? Wenn wir den Maßstab des Modells noch einmal 100fach verkleinern, dann wird die Sonne zum Stecknadelknopf, ihr ganzer Anhang von Planeten und Monden rückt unter die Grenze der Sichtbarkeit und der nächste Stern wäre als Stecknadelknopf in einer Entfernung von 42 km zu plazieren.

Ein Modell der nächsten Umgebung der Sonne bis zu einer Entfernung von 5 Parsec oder 16 Lichtjahren würde zur Darstellung in diesem Maßstab einen Kuppelraum von 155 km Radius erfordern, einer Kuppel also, die sich auf einen Kreis um Bonn als Mittelpunkt stützte, der etwa durch Nimwegen und Münster im Norden, Kassel im Osten, Worms im Süden und Namur im Westen ginge. In dieser riesigen Kuppel wären 60 Stecknadelknöpfe zu verteilen, die Entfernung von einem Stecknadelknopf zum anderen wäre durchschnittlich 50 km. Wenn wir in diesem Modell einen dem Licht mit seiner Geschwindigkeit von 300 000 km/sec. entsprechenden Boten von einem Stecknadelknopf zum anderen schicken wollten, dann könnte das eine extrem träge Schnecke sein, die mit einer Geschwindigkeit von 12 mm/Std. kriecht, in drei Tagen also nur knapp einen Meter weiterkommt. Die durch die eigenen Bewegungen der Sterne bewirkten Veränderungen ihrer gegenseitigen Lage im Laufe eines Jahres wären im Modell durch Verschiebungen der Stecknadelknöpfe von der Größenordnung 60 cm darzustellen.

Wieder sehen wir uns der unvorstellbaren Leere des Raumes gegenüber, zugleich aber auch der Größe der kosmischen Zeitskala. Verloren in Raum und Zeit die Erde und der Mensch in seinem kosmischen Eintagsfliegen-Dasein, das der Psalmist mit den Worten beschreibt: »Tausend Jahre sind vor Dir wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache«.

Welche Rolle spielt die Sonne als Stern unter Sternen? So fragen wir nun weiter. Wie viele Sterne gibt es überhaupt? Fügen sich diese Sterne irgendwie zusammen zu einem System höherer Ordnung? Gibt es ein System der Fixsterne? Spekulationen darüber sind schon im frühen 18. Jahrhundert angestellt worden. Kant zitiert in seiner »Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels« von 1755 Thomas Wright als Gewährsmann für die Vorstellung von einem hierarchischen Aufbau der Welt aus Systemen verschiedener Ordnung. Man glaubte die Milchstraße als Symmetrieebene eines Fixsternsystems ansprechen zu dürfen, und suchte nach der Zentralsonne dieses Systems, um die die Sterne in ähnlicher Weise umlaufen sollten wie die Planeten um die Sonne.

Wilhelm Herschel hat um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert mit seinen großen Spiegelteleskopen das weißlich schimmernde Band der Milchstraße teilweise in Sterne auflösen können und hat mit Hilfe von Zählungen der Sterne verschiedener scheinbarer Helligkeit ein Bild des Milchstraßensystems entworfen, das in seinen großen Zügen sich bis in unser Jahrhundert herein erhalten hat. Zugleich hat er aus den beobachteten scheinbaren Ortsveränderungen einiger Sterne seit der Zeit Hipparchs auf eine Bewegung des ganzen Sonnensystems durch den Weltraum geschlossen, die als Umlaufbewegung um ein Zentrum des Sternsystems gedeutet werden könnte.

Zwei Momente sind im Laufe des 19. Jahrhunderts bestimmend gewesen für die Entwicklung der Vorstellungen vom Bau des Milchstraßensystems:

1. Lichtstrahlen sind nicht nur als gerade Linien Elemente geometrischer Konstruktionen, sie sind auch Träger physika-

lischer Qualitäten: der Intensität und der spektralen Verteilung der von den Sternen emittierten Strahlung. Zu den Winkelmessungen, auf die die alte Astronomie beschränkt war, gesellte sich die Messung der Helligkeit und der Farbe der Sterne, zu dem Satz von der geradlinigen Ausbreitung des Lichtes das Gesetz von der Abnahme der Intensität mit dem Quadrat der Entfernung.

2. Das System der Fixsterne mit seiner Milliardenzahl von Mitgliedern kann nicht durch Verzeichnisse der Örter und Geschwindigkeiten der einzelnen Sterne anschaulich beschrieben werden, sondern nur durch gewisse statistische Angaben: die räumliche Dichteverteilung, d.h. die Anzahl der Sterne in einem bestimmten Raumelement, die relative Häufigkeit der Sterne verschiedener Leuchtkraft, Farbe, Geschwindigkeit. Statistik ist so das methodische Hilfsmittel zur Bewältigung der Probleme des Milchstraßensystems, seiner Struktur ebenso wie seines Bewegungszustandes.

Unter Verzicht auf eine Darlegung der einzelnen Schritte, von der ersten Annahme Herschels, daß alle Sterne im Durchschnitt gleiche Leuchtkraft besitzen, bis zu unserer heutigen Kenntnis des weiten Spielraums der Leuchtkräfte vom Millionenfachen bis zum Millionstel der Leuchtkraft der Sonne sei hier nur kurz das Prinzip dargelegt, nach dem vorgegangen wird.

Die trigonometrische Entfernungsbestimmung von der Basis der Erdbahn aus trägt bis in Entfernungen von etwa 300 Lichtjahren. Für die Sterne innerhalb dieser Grenzen kann aus der bekannten Entfernung und der scheinbaren Helligkeit die wahre Leuchtkraft berechnet und damit nach empirischen Zusammenhängen zwischen den Leuchtkräften und anderen beobachtbaren Größen, z. B. der Farbe, gesucht werden. Dann

wird die Gültigkeit der in dem beschränkten Raum gefundenen Gesetzmäßigkeiten über dessen Grenzen hinaus postuliert und damit ein größerer Bereich erschlossen, in dem nach neuen Zusammenhängen gesucht werden kann, die dann ihrerseits wieder eine Erweiterung der Entfernungsskala ermöglichen.

Das auf solche Weise zustande gekommene Bild vom Milchstraßensystem kann global etwa so beschrieben werden:

Das Milchstraßensystem gleicht in seinem Aufbau den großen Spiralnebeln mit stark aufgelösten Armen. Man hat zu unterscheiden zwischen dem Kern, einer Art übergroßen kugelförmigen Sternhaufens mit einem Durchmesser von rund 15 000 Lichtjahren; der flachen Scheibe, die die Spiralarme enthält, mit der größten Ausdehnung von 100 000 Lichtjahren in der Ebene der Milchstraße und einer Dicke von nur 3000 Lichtjahren; und dem wiederum nahezu kugelförmigen, sehr dünn mit Sternen und Kugelhaufen besetzten »Halo«, der dem ganzen System einen Durchmesser von mindestens 150 000 Lichtjahren gibt. Die Gesamtmasse des Systems beträgt zwischen 100 und 200 Milliarden Sonnenmassen; $\frac{9}{10}$ dieser Masse stellen die Sterne, der Rest ist interstellares Gas und »kosmischer Staub«.

Die Sonne hat ihren Platz weit außerhalb des Kernes, auf halbem Weg zum Rand der Scheibe, in einem Abstand von 25 000 Lichtjahren vom Mittelpunkt des Systems und einer Höhe von nur 45 Lichtjahren über der Mittelebene.

Das ganze System rotiert mit nach außen abnehmender Winkelgeschwindigkeit; am Ort der Sonne ist die Umlaufgeschwindigkeit 217 km/sec, das entspricht einer Umlaufzeit von 234 Millionen Jahren. Diese Umlaufzeit der Sonne um das Zentrum des Milchstraßensystems, die man als »Kosmisches Jahr« dem Erdenjahr gegenüberstellen könnte, gibt eine Vorstellung

von der irdisch-menschlichen Zeitskala im Vergleich zur kosmischen, wenn wir das Wort des Psalmisten etwas abwandeln und sagen: »Tausend Jahre sind vor Dir wie ein Atemzug und ein Aufschlag der Augen«.

Wie ungefähr könnte ein Modell des Milchstraßensystems aussehen im Maßstab 1 : 1000 Billionen? Die Sterne selbst wären nun nicht mehr Stecknadelknöpfe, sondern submikroskopische Sonnenstäubchen von weniger als $\frac{1}{1000}$ Millimeter Durchmesser in Abständen von durchschnittlich 50 Metern – ein einziges Stäubchen in diesem ganzen Raum. 100 Milliarden solcher Sonnenstäubchen über einen Raum ausgestreut, dessen Grundfläche die Fläche der ganzen Bundesrepublik wäre und der sich bis zur Gipfelhöhe der Forschungsraketen – 150 km – erstreckte, da und dort eine Zusammenballung von einigen hunderttausend Stäubchen zu einem kugelförmigen Sternhaufen von einigen Kilometern Durchmesser – das wäre ein mögliches Modell von sehr bedingter Anschaulichkeit.

Die Einleitung zu dem vor einigen Jahren erschienenen »Hubble-Atlas der Nebel« hebt mit dem lapidaren Satz an: »Was sind Galaxien? Niemand wußte es vor 1900. Nur wenige wußten es 1920. Alle Astronomen wußten es nach 1924«, und gibt dann die Definition: »Galaxien sind die größten Sternaggregate im Universum. Jede Galaxie ist ein Sternsystem ähnlich unserem Milchstraßensystem und von ihren Nachbarn durch einen nahezu leeren Raum getrennt. Jede Galaxie ist eine Weltinsel«.

Wenn Galaxien die Systeme nächsthöherer Ordnung sind und wenn wir heute von der Existenz von Millionen solcher Galaxien wissen, dann erhebt sich die Frage, ob es im Aufbau der Welt Systeme noch höherer Ordnung gibt, deren Mitglieder Galaxien sind. In der scheinbaren Verteilung der Galaxien wird eine ausgesprochene Neigung zur Gruppen- und Haufen-

bildung beobachtet. Unser Milchstraßensystem selbst gehört einer »lokalen Gruppe« an, die zwei bis drei Dutzend Mitglieder hat; es gibt aber auch Haufen mit hunderten und tausenden von Mitgliedern. Die Diskussion darüber, ob diese Haufenbildung nur statistischen Schwankungen innerhalb einer im Großen gleichförmigen Verteilung zuzuschreiben ist oder ob wir darin tatsächlich Andeutungen eines Systems höherer Ordnung in einem hierarchischen Aufbau der Welt erblicken dürfen, ist heute etwa auf dem gleichen Stand wie vor 50 Jahren die Diskussion um die Weltinselnatur der Spiralnebel: das angesammelte Beobachtungsmaterial reicht trotz seiner Vielfalt noch nicht aus, um eine klare Entscheidung zu treffen.

Wenn wir in Analogie zu dem Modell der näheren Umgebung der Sonne im Milchstraßensystem ein Modell eines Ausschnittes aus dem System der Galaxien machen wollten, dann wären in einem den Dimensionen angemessenen Maßstab die Weltinseln Linsen von vielleicht 1 bis 10 mm Durchmesser und wir müßten einige tausend solcher Linsen in einem Raum von der Größe dieser Aula ausstreuen, so daß durchschnittlich 2 Linsen auf den Kubikmeter kämen. Um ein richtiges Bild der Wirklichkeit zu vermitteln, dürften die Linsen aber nicht gleichmäßig verteilt werden, sondern müßten in 10 bis 15 Häufchen von je nicht mehr als einem halben Meter Durchmesser zusammengefaßt werden. Jeder solche Haufen enthielte dann im Durchschnitt 200 Linsen und die Linsen von im Mittel 5 mm Größe hätten mittlere Abstände von nur 25 mm voneinander.

Dieses Bild – Linsen von 5 mm in gegenseitigen Abständen von 25 mm – ist merklich verschieden von dem der 1 mm großen Stecknadelknöpfe in Abständen von 50 km, das wir für die Sterne im Milchstraßensystem benutzt hatten. In den

Galaxienhaufen, die das wesentliche Strukturelement im Aufbau der Metagalaxis zu sein scheinen, sind die Mitglieder sich auf Distanzen nahe gerückt, die vergleichbar mit ihren eigenen Dimensionen sind. Wenn aber Galaxien sich auf so geringe Distanzen nähern, dann muß mit starken Wechselwirkungen zwischen den Systemen gerechnet werden. Die Deformation der Galaxien durch die von benachbarten Systemen ausgeübte Gezeitenwirkung kann so weit gehen, daß Flutberge losgerissen werden und Materieströme sich von einer Galaxie zur anderen bewegen. Man kennt zahlreiche Beispiele solcher materiellen Brücken zwischen Galaxien und glaubt sogar Belege für direkte Kollisionen zu haben.

In dieser Welt der größten Dimensionen ist man auf eine Erscheinung gestoßen, die den Menschen und die Erde scheinbar wieder in eine zentrale Stellung im ruhenden Mittelpunkt der Welt rückt. Ich meine die als »allgemeine Nebelflucht« beschriebene und als »Expandierende Welt« gedeutete Beobachtung, daß die Radialgeschwindigkeiten der Galaxien durchwegs positiv sind, d. h. daß die Galaxien sich scheinbar nach allen Richtungen von uns weg bewegen, und zwar mit um so größeren Geschwindigkeiten, je größer die Entfernung der Objekte von uns ist. Die von Hubble aufgestellte Beziehung zwischen Entfernung und Radialgeschwindigkeit (»Hubble-Relation«) hat in ihrer einfachen ersten Deutung zu der Vorstellung von der Geburt der Welt in einem einmaligen explosiven Akt – »die Welt gleicht einer platzenden Granate« – und zu einer Berechnung des Alters dieser Welt geführt.

Es würde den Rahmen dieser Vorlesung sprengen, wollte ich auch nur andeutungsweise über die Probleme der Kosmologie berichten, deren Diskussion von dieser Beobachtung ihren Ausgang genommen hat. Lassen Sie mich statt dessen nur ein

paar Sätze aus einem Bericht zitieren, den Walter Baade, einer der Pioniere der Erforschung der Welt der Galaxien, vor 15 Jahren gegeben hat:

»In den 25 Jahren, die verfließen sind, seit die extragalaktische Natur der Spiralnebel nachgewiesen war, hat sich der Schwerpunkt des Interesses auf diesem Gebiet in einer überaus bemerkenswerten Weise verschoben. Alles begann eigentlich recht normal. Durch die Entdeckung von Cepheiden in diesen Systemen wurde ihre Zusammensetzung aus Sternen bestätigt und weitere Untersuchungen zeigten, daß ähnlich wie in unserem Milchstraßensystem Sternhaufen, Gas und Staub mit den Sternen dieser Systeme vermischt sind. Aber kaum waren die ersten vorläufigen Daten für einige der nächsten Galaxien erhalten, da lenkte eine große Entdeckung, die Rotverschiebung in den Spektren der Nebel, die Untersuchungen in neue Richtungen. Das kosmologische Problem wurde zur beherrschenden Frage, und mächtige Anstrengungen wurden zu seiner Lösung gemacht.«

»Wir wissen heute, daß dieser kühne erste Versuch mit einem Fehlschlag endete. Die Gründe für diesen Fehlschlag sind teils technischer Natur, wie zum Beispiel der vorläufige Charakter der photometrischen Skala. Kein Zweifel, daß mit den Mitteln, die uns heute zur Verfügung stehen, die photometrischen Skalen in naher Zukunft verbessert werden können, obwohl die Forderungen, die von der Theorie her gestellt werden, um zwischen möglichen Weltmodellen zu unterscheiden, ungewöhnlich streng sind. Ganz und gar nicht mehr so sicher sind wir, ob gewisse Grundannahmen, die bei diesem ersten Versuch gemacht wurden, gerechtfertigt sind.

Alles in allem gibt es hinreichend Gründe dafür, zu glauben, daß die Lösung des kosmologischen Problems sehr viel schwie-

riger ist, als man vor etwa 15 Jahren geglaubt hat, und daß sie vielleicht überhaupt unsere gegenwärtigen Kräfte übersteigt. Sicherlich brauchen wir sehr viel breitere und besser gesicherte Grundlagen als heute, bevor wir hoffen können, größere Über-systeme zu bauen«.

Die wesentlichen Schlußfolgerungen, die wir für unser Problem »Mensch und Kosmos« aus der Einordnung der Erde und der Sonne in das durch Objektivierung der Beobachtungen gewonnene Bild in Raum und Zeit zu ziehen haben, lassen sich etwa so aussprechen:

Die Sonne ist ein Stern unter Milliarden Sternen im Milchstraßensystem, auf der gleichen Stufe der Entwicklung wie Millionen anderer Sterne, die in kosmischen Zeiträumen in diesem Milchstraßensystem entstanden sind, durch keine physikalische Eigenschaft – Masse, Leuchtkraft, Spektrum, Temperatur – vor ihnen ausgezeichnet.

Das Planetensystem ist keine einmalige Schöpfung in dieser Welt, auch keine seltene Ausnahmeerscheinung, sondern ein durchaus normaler Fall kosmischer Gestaltbildung. Systeme ähnlicher Art mit Zentralsonnen und erdähnlichen Planeten wie in unserem System gibt es sicher zu tausenden nicht nur in unserem Milchstraßensystem, sondern auch in vielen anderen Galaxien.

Das Milchstraßensystem wiederum ist eine Galaxie unter hundert von Millionen anderer, eingeordnet in eine Entwicklungsreihe, die die nach ihrem äußeren Aussehen als »irregulär«, »elliptisch« oder als »Spiralgalaxien« klassifizierten Systeme als Stufen zeitlicher Aufeinanderfolge enthält.

Wenn die Entstehung des Lebens unter den in grauer Vorzeit auf der Erde herrschenden physikalischen Bedingungen durch die Bildung langer verzweigter Molekülketten verstanden wer-

den kann und wenn die ganze Mannigfaltigkeit der heute beobachtbaren Formen der Lebewesen, den Menschen eingeschlossen, eine durch geologische und paläontologische Belege zeitlich fixierbare Folge von Entwicklungsstufen ist, dann ist die Folgerung nur schwer von der Hand zu weisen, daß es Leben auch noch auf anderen, vielen anderen Sternen geben kann, daß die Entwicklung dort, unter anderen physikalischen Bedingungen, auch andere Wege gegangen sein kann und vielleicht an manchen Stellen in den Tiefen des Alls schon weit über die Stufe hinausgewachsen ist, die auf unserem Planeten mit dem Menschen erreicht wurde.

Mit diesem von den Naturwissenschaften erarbeiteten Bild der Welt und der Stellung des Menschen in ihr müssen Philosophie und Theologie auf ihre Weise fertig werden. Die Antwort auf die Frage, wie das Gesamtphänomen »Mensch« verstanden werden kann, liegt jenseits der Zuständigkeit der Wissenschaften, die wir als »exakt« zu bezeichnen pflegen. Mit dem Menschen hat die Entwicklung des Lebens auf der Erde offenbar eine Stufe erreicht, auf der die selbständige Tätigkeit des Intellekts die weitere Entwicklung entscheidend zu beeinflussen beginnt. Der Mensch schuf sich das Werkzeug, die Maschine, die Technik, die es ihm ermöglichten, schrittweise eine um die andere der Schranken niederzulegen, die ihm von der Natur gesetzt zu sein scheinen. Vielleicht stellt der Kosmonaut im Raumanzug und in Verbindung mit dem von Elektronengehirnen gesteuerten Raumschiff jene höhere Stufe in der allgemeinen Entwicklung des Lebens dar, die als »Übermensch« in den Träumen der Philosophen spukt.

Lassen Sie mich schließen mit einer leichten Variation des oben zitierten Ausspruches von Max Born – »Triumph der Technik, Versagen der Vernunft« –: Der Weg des Menschen vom ersten

Bewußtwerden seiner selbst bis zu der heute erlangten Stufe der Erkenntnis seiner Stellung im Kosmos ist ein Triumph des Verstandes, des reinen Intellekts. An den Rändern dieses Weges aber liegen die Trümmer der immer wieder gescheiterten Versuche, verbindliche Normen für das menschliche Verhalten aufzufinden, die ein glücklich-friedliches Zusammenleben aller Menschen auf dieser Erde ermöglichen. Vernunft allein scheint dazu nicht auszureichen; die Welt der Gefühle, aus der wesentliche Impulse für unser Handeln kommen, unterliegt nicht der Lenkung durch den Verstand.

So stehen wir denn in ehrfürchtiger Bewunderung vor den intellektuellen Leistungen des menschlichen Geistes und zittern zugleich in Furcht vor der Gewalt der alles zerstörenden Kräfte, deren Entfesselung in die Hände einer ethisch noch unterentwickelten Menschheit gelegt ist.

ÖFFENTLICHE SITZUNG DER
MITGLIEDER DES ORDENS

5. JUNI 1966

REDEN UND GEDENKWORTE

BEGRÜSSUNGSWORTE
DES ORDENSKANZLERS
PERCY ERNST SCHRAMM

*Hochverehrter Herr Bundespräsident,
Herr Bundestagsvizepräsident,
Eminenz, Exzellenzen,
Meine Herren Minister und Abgeordnete,
Magnifizenzen,
Sehr verehrte Damen und Herren!*

*Zu unserer Freude hat sich wieder eine große Gästeschar zu unserer Öffentlichen Sitzung eingefunden. Unter ihnen befinden sich die Vertreter der Kirchen und Religionsgemeinschaften,
Seine Eminenz der Herr Kardinal Erzbischof Dr. Frings
sowie Herr Bischof D. Kunst
und der Vorsitzende des Direktoriums des Zentralrates der
Juden in Deutschland, Herr Prof. Dr. Lewin,
ferner Vertreter der Bundesregierung, der Landesregierungen
und der Parlamente,
Vertreter der Kriegsklasse des Ordens Pour le mérite.
Ein besonderer Gruß gilt der Tochter und dem Sohne unseres
verstorbenen Mitgliedes Hans Purrmann, dessen wir heute morgen ehrend gedachten. Dagegen konnten zu unserem lebhaften Bedauern die Familien von Frau Renée Sintenis und von Professor Albert Schweitzer unserer Einladung nicht Folge leisten.*

Den Gruß des Ordens entbiete ich ferner den Präsidenten zahlreicher wissenschaftlicher Organisationen und Institutionen, vor allem den Rektoren der Universitäten und Hochschulen unserer Bundesrepublik, die wir erstmalig zu unserer öffentlichen Sitzung einluden. Soweit sie nicht durch andere Verpflichtungen verhindert wurden, haben sie sich zu unserer Freude eingefunden – hoffentlich Beginn eines Brauches, der mit der Zeit zu einer festen Tradition wird.

Meine Damen und Herren!

Meine erste Aufgabe besteht darin, Dank abzustatten. Ich hatte bereits heute morgen bei unserer Kapitalsitzung Gelegenheit, Ihnen, hochverehrter Herr Bundespräsident, als dem Protektor des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste, den Dank des Kapitels auszusprechen. Ich wiederhole das zu Beginn unserer öffentlichen Sitzung mit Freude. Sie sind, Herr Bundespräsident, durch Amtsgeschäfte vieler Art ständig in Anspruch genommen; aber Ihnen bedeutet – das haben wir im Laufe der Jahre gespürt – dieses Protektorat keine zusätzliche Last, der Sie pflichtgemäß entsprechen. Wir wissen vielmehr, daß für Sie das Gedeihen unseres Ordens eine Obliegenheit darstellt, der Sie sich mit persönlichem Interesse widmen. In diesem Sinne heiße ich Sie im Namen des Ordens willkommen.

Meine zweite Aufgabe besteht darin, den Herrn Bundesminister des Innern zu begrüßen, der für die Betreuung des Ordens zuständig ist. Seine verehrten Vorgänger haben sich dieser Aufgabe alle mit innerer Anteilnahme gewidmet und Sie, Herr Bundesminister, hatten mir bereits erklärt, daß Ihnen die Angelegenheit unseres Ordens gleichfalls eine Aufgabe bedeutet, der Sie sich innerlich verbunden fühlen. Wir sind gewiß, auch mit Ihnen zu einer guten Zusammenarbeit zu gelangen. Ihnen,

Ihrem Hause sowie dem Bundespräsidialamt danken wir bei dieser Gelegenheit für die aufmerksame Beachtung unserer Interessen.

Ein weiterer Dank gebührt Seiner Magnifizenz, dem Herrn Rektor der Rheinischen Friedrich-Wilhelm-Universität, der – wie es seit der Neukonstituierung des Ordens durch unseren ersten, unvergeßlichen Protektor Theodor Heuss zum Brauch geworden ist – diese Aula zur Verfügung gestellt hat. Wir haben 1962 – den 100. Jahrestag unserer Gründung, der in das Jahr 1942 fiel, nachholend – in Berlin, der Stadt, in der früher unser Kapitel zusammentrat, getagt und behalten diese Bindung im Sinne. Aber unter den Umständen, die obwalten und denen auch wir uns fügen müssen, sind wir dankbar, daß wir uns in diesem uns schon vertraut gewordenen Raume versammeln können.

Wie jedes Jahr haben sich auch diesmal zu unserer Freude auswärtige Mitglieder unseres Ordens eingefunden: Carl J. Burckhardt, der Schweizer, und François L. Ganshof, der Belgier, Freunde, die seit Jahren mit unserem Gedeihen eng verknüpft sind, und auf deren Rat wir hören.

Von den ausländischen Mitgliedern, denen es nicht möglich war, unserer Einladung Folge zu leisten, sind uns freundliche Worte zugegangen. Aus ihnen heben sich die – auf das Grundsätzliche eingehenden – Worte heraus, die Se. Exzellenz der Staatspräsident von Indien, Herr Professor Sarvepalli Radhakrishnan, an mich zu richten die Güte hatte. Sie lauten, ins Deutsche übertragen, so:

»Ich sende brüderliche Grüße und gute Wünsche, an alle, die an der Sitzung des Ordens Pour le mérite in Bonn am 3. Juni 1966 teilnehmen werden, und bedaure, daß ich nicht persönlich anwesend sein kann. Wenn der Menschheit als Ganzem bleibender Vorteil aus den unbegrenzten Hilfsquellen gesichert werden

soll, die den Bereichen der Wissenschaft und der Kunst inne-
wohnen, besteht eine dringende Notwendigkeit, klar und vor-
urteilslos nachzudenken, wie diese großen Hilfsquellen für das
allgemeine Gedeihen fruchtbar gemacht werden können. In der
Welt von Wissenschaft und Kunst – gelenkt durch Bemühung
um Frieden – müssen wir Trennungslinien, die durch Rasse
und Nationalität gezogen wurden, vergessen und versuchen, un-
sere Erkenntnisse zusammenzufügen, um allgemein in For-
schung und Kultur voranzukommen und die Bedingungen, unter
denen die Menschen leben, zu verbessern. (Originaltext: In
the world of science and art, and in the pursuit of peace, we
must forget the narrow divisions of race and nationality and
try to pool our knowledge for the general scientific and cultural
advancement of human conditions.) Ich bin sicher – so heißt es
weiter –, daß die ansehnlichen Mitglieder des Ordens sich diesen
Gedanken verpflichtet fühlen, wenn sie sich mit den anstehenden
Fragen befassen. Ich wünsche den Erörterungen in Bonn jeden
Erfolg. gez. S. Radhakrishnan.»

Ich habe diese Zeilen gestern auf der Sitzung des Kapitels be-
kannt gemacht und bin von ihm beauftragt, auszusprechen, daß
die in dem verlesenen Schreiben zum Ausdruck gebrachte Ge-
sinnung auch die des Ordens ist. Wir sind unserem – durch sein
hohes Amt ausgezeichneten – Mitglied dankbar, daß er seiner
Verbundenheit mit uns einen so würdigen Ausdruck verliehen
hat, und ich bitte Se. Exzellenz, den Herrn Botschafter von In-
dien, der zu meiner Freude unserer Einladung folgte, seinem
Staatsoberhaupt über diese Sitzung Bericht zu erstatten, ihm
mitzuteilen, daß die Versammelten seine Worte mit dem ihm
geschuldeten Respekt zur Kenntnis nahmen und sich deren In-
halt zu eigen machten. Wir verbinden damit, Exzellenz, unsere
guten Wünsche für Ihr uraltes und doch junges Heimatland.

Ich habe Sie nun, meine Damen und Herren, über den Verlauf unserer öffentlichen Sitzung ins Bild zu setzen. Sie gliedert sich – wie herkömmlich – in Nachrufe und einen Vortrag. Denn leider ist es ja so, daß seit der Neukonstituierung des Ordens kein Jahr vergangen ist, in dem nicht in- und ausländischer Mitglieder zu gedenken war, die der Tod abberufen hatte.

In diesem Jahr haben wir uns auf drei Mitglieder zu besinnen. In der Kapitalsitzung haben wir sie bereits geehrt.

Aus der Zahl der deutschen Mitglieder verloren wir im April 1965 die Bildhauerin Frau Renée Sintenis, im April dieses Jahres den Maler Prof. Hans Purrmann.

Prof. Gerhard Marcks hat es – wie bereits im Programm angekündigt – übernommen, die geniale Frau zu würdigen, die Krankheit verhinderte, an unserem Gedeihen aktiv teilzunehmen. Er wird auch – wie im Programm nicht mehr vermerkt werden konnte – den Nachruf für seinen erst am 17. April verstorbenen Freund Hans Purrmann sprechen. Diesen hinderten körperliche Gebrechen, an unseren Sitzungen teilzunehmen. Aber er fühlte sich uns – wie ich aus meiner sachlich beginnenden, sich dann menschlich ständig vertiefenden Korrespondenz mit dem von mir verehrten Meister der Farbe weiß – eng verbunden und war – wie mir der Sohn mitteilte – bis zu seinem Ende stolz, zum Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste zu gehören.

Von unseren auswärtigen Mitgliedern ist uns glücklicherweise im letzten Jahre nur eines entrissen worden: Albert Schweitzer.

Auf meinen Glückwunsch zu seinem 90. Geburtstag schrieb er mir am 10. März des Vorjahres aus Lambarene mit eigener Hand, seine schlechte Schrift entschuldigend, ich solle die Mitglieder des Ordens grüßen: »1959 war ich zum letzten Mal in Europa. Ich kehre nicht wieder nach Europa. Die hier zu tuende

Arbeit erlaubt mir nicht, auf Reisen zu gehen. Oft denke ich an die schöne Straßburger Zeit zurück.« Ein halbes Jahr später, am Abend des 4. September, starb Albert Schweitzer in jenem abgelegenen Ort, dessen Name für die ganze Welt ein Begriff geworden ist. Bei seinem Begräbnis konnte sich noch rechtzeitig unser Botschafter bei der Republik Gabun einfinden, um am Sarge unseren Kranz neben dem des Herrn Bundespräsidenten niederzulegen; an diesem wurde dann auch noch die in Eile herangeschaffte blaue Schleife mit unserem Ordenszeichen in Gold befestigt. Ich danke dafür dem Herrn Botschafter Bäuerle.

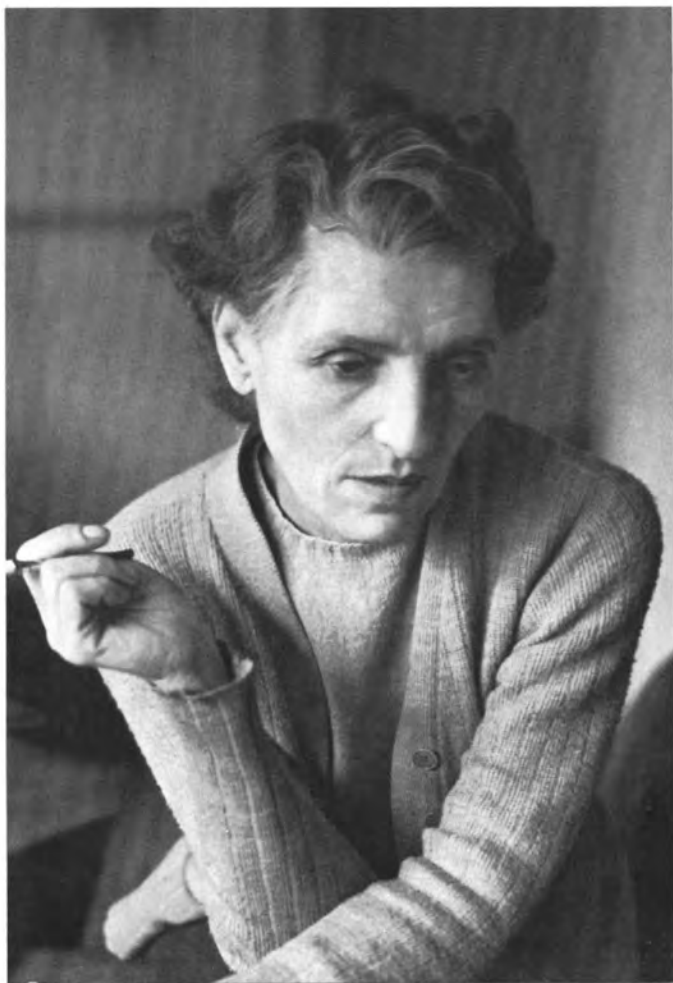
Diesen einzigartigen Toten, in dem Frankreich und Deutschland, Europa und Afrika, vita contemplativa und vita activa, Wissenschaft, Musik und Medizin eine – unwiederholbare – Einheit gefunden haben, wird Professor Carl J. Burckhardt ehren, den wir als ehemaligen Präsidenten des Roten Kreuzes, aber auch aus anderen Gründen, gebeten haben, unser Sprecher zu sein.

Den Vortrag hat übernommen Professor Rudolf Hillebrecht, der in unserem Kreise einen Bereich repräsentiert, der bisher in ihm nicht vertreten war, noch nicht vertreten sein konnte, weil der Städtebau zwar seit uralten Zeiten ein Problem darstellte, aber erst in neuester Zeit zu einer anerkannten, Theorie und Praxis zusammenspannenden Wissenschaft geworden ist. Herr Hillebrecht wird sprechen über ein Thema, das uns alle zu mancherlei Gedanken Anlaß geben wird, nämlich über:

»Die Stadt und ihre Mitte«.

RENÉE SINTENIS

20. 3. 1888 – 22. 4. 1965



Patricia Southern's

Gedenkworte für

RENÉE SINTENIS

von

Gerhard Marcks

Im vorigen Jahre starb die Bildhauerin, besser Plastikerin und Graphikerin Renée Sintenis.

Sie war in Berlin geboren und blieb ihrer Stadt bis zum Ende treu. Doch hatte sie auch verwandtschaftliche Beziehungen nach Livland, wo sie als Kind auf dem Lande das Reiten auf ungesattelten Pferden lernte. Dies blieb bezeichnend für sie: immer blieb sie dem Sport verbunden: eine hohe schlanke Erscheinung. Ihr ausdrucksvolles, großzügiges Gesicht hat sie selber im Portrait festgehalten.

Auf der Kunstgewerbeschule unter Bruno Paul genoß sie ihre erste Ausbildung. Sie heiratete den Maler, Poeten, Humanisten und Schriftkünstler Emil Rudolf Weiß.

Wie war das Berlin dieser Zeit, von 1900 bis zum ersten Kriege, beschaffen?

Das Berlin des 18. und anfänglichen 19. Jahrhunderts hatte sich sehr verändert, seit es Reichshauptstadt geworden war, und architektonisch gewiß nicht zu seinem Vorteil. Was einst große Architekten geschaffen, das herrliche Friedrichsforum, wich Stück für Stück der neuen formlosen Pracht.

Und so war's in Allem: der Hugenotten-Einfluß, dem wohl – außer dem Kunstsinn der Hohenzollern – Spree-Athen einst seinen Ruf verdankte, war verbraucht. Man kennt Fontanes Ausspruch: »Von Kunst verstehen nur wenige etwas, und ich glaube es werden immer weniger.« Eine desinteressierte, um nicht zu sagen amüsische Oberschicht überließ die Pflege der Künste weitgehend den jüdischen Mitbürgern, welche diese Chance gern ergriffen.

»Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch.«

Um die Jahrhundertwende kam die Besinnung. Die bildende Kunst fand in der Sezession eine lebendige Gesellschaft, die alle guten Künstler Deutschlands anzog.

August Gaul trat mit seinen Tierplastiken hervor; in seinem Gefolge widmete sich unsre Bildhauerin vornehmlich diesem Fach. Sie vereinigte Beobachtungsgabe mit Gestaltungskraft, und ohne ins Kunstgewerbliche abzugleiten, blieb sie in klugem Maßhalten stets in den Grenzen der Anmut.

Im kleinen Format arbeitend wurde sie rasch bekannt, und mancher Käufer erstand in dem drolligen Hund oder Fohlen ahnungslos ein mit hellem Kunstverstand erarbeitetes kleines Werk.

Ich sehe sie noch an ihrem Tisch sitzen, vor dem Spiritusflämmchen, mit dem sie die Spachtel erhitzte, um dem Wachsmode! à la prima Gestalt und lebendige Oberfläche zu geben. An demselben Tisch entstanden auch die mit sicherem Strich geritzten bukolischen Illustrationen.

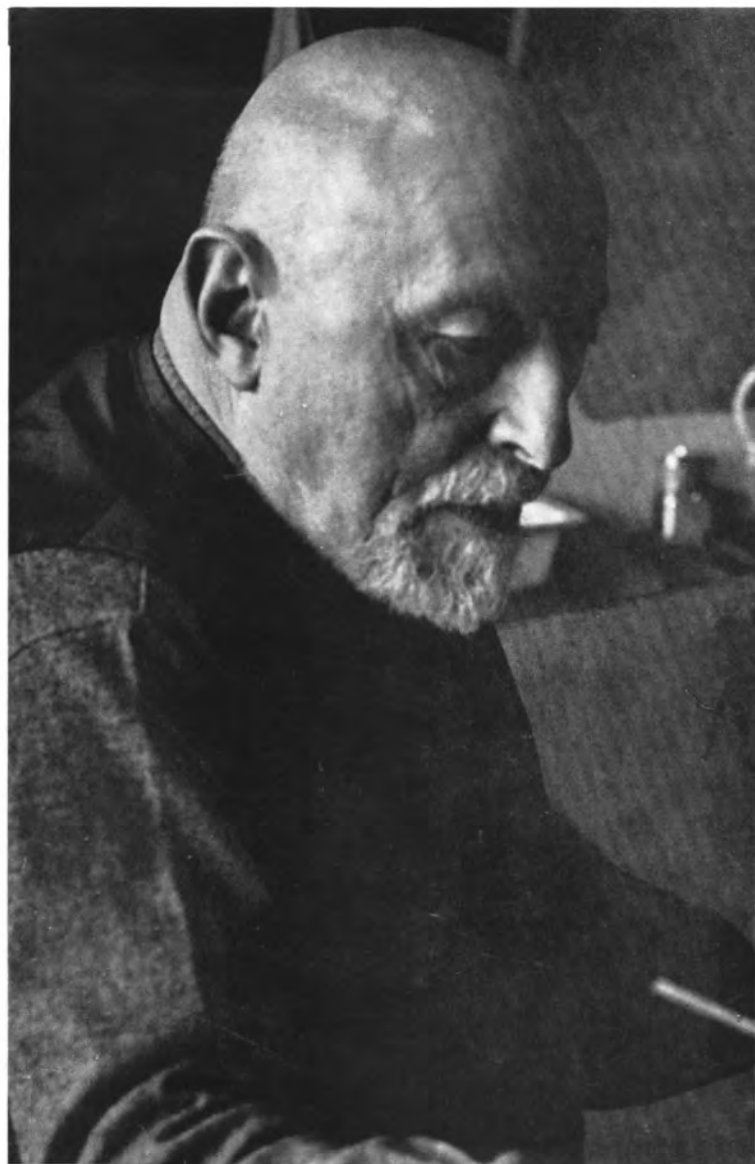
Der Kunsthändler Flechtheim übernahm ihre ganze Produktion und ließ die sich gern genialischer Faulheit Hingebende nie materielle Not leiden. Sie war auch einer der wenigen deutschen Künstler, die in den lateinischen Ländern geschätzt wurden.

Aber es kam das schlimme Jahr 1933.

E. R. Weiß verlor seine Stellung als Lehrer an einen Parteigenossen. Renée, der man »entartete Kunst« beim besten Willen nicht andichten konnte, war als Halbjüdin nicht *Persona grata*. Das Leben zeigte seine Schattenseite: Krankheit kam. Sie mußte sich den Zeigefinger der rechten Hand abnehmen lassen. Dann starb ihr Lebensgefährte. Alter und Siechtum begannen. Eine schlimme Rückgratserkrankung fiel in diese Zeit. Die stolze Reiterin von einst konnte jahrelang das Streckbett nicht verlassen.

Der Tod kam als Erlösung.

HANS PURRMANN
10. 4. 1880 – 17. 4. 1966



Hans Bormann

Gedenkworte
für
HANS PURRMANN
von
Gerhard Marcks

In diesem Jahr verloren wir den Maler Hans Purrmann. Es war ihm nur einmal vergönnt, sich mit uns hier in Bonn zu treffen. Wer ihn damals erlebte, wird sich seiner Erscheinung erinnern: Auf einem massigen unbeweglichen Leib (er litt an der Thomsenschen Krankheit) saß der kahle Kopf eines syrischen Bogenschützen, gelbe schmale Augen und Adlernase über üppigen sensiblen Lippen.

Den in Speyer als Sohn eines Malermeisters Geborenen lehrte die gediegene Ausbildung Achtung vor dem Handwerk, die später einen Wesenszug seiner Arbeit ausmachte.

Darüber hinaus ließ ihn der Vater jede Möglichkeit ausnutzen, sich künstlerisch zu entwickeln. Er malte im Winter und strich im Sommer Wände und Türen; auf dem Gerüst stehend erfuhr er seine erste Erwähnung in der Zeitung.

Die Schulbank drückte er nur kurze Zeit – er verstand die Schule so wenig wie sie ihn, sein Verstand ging eigene Wege. Nach dem Besuch der Karlsruher Kunstgewerbeschule ging er an die Akademie in München, wo er, wie übrigens auch Paul Klee, in Franz Stuck einen verständnisvollen Lehrer fand. Aber ihn trieb's weiter: Mit seinen Freunden Levi und Weißgerber fuhr er nach Paris, dessen künstlerische Atmosphäre im letzten Jahrhundert alle Malerjünger mächtig anzog. Hier traf man sich im Café du Dome als dem »Nabel der Welt«, hier lernte er seine Frau und Matisse kennen. Der Ausbruch des ersten Krieges machte diesem Frühling ein jähes Ende.

In Berlin wirkte damals der aufgeschlossene Kreis um Liebermann und Corinth. Purrmann bemühte sich um das Bekanntwerden der neuen Pariser Richtungen. Doch seine Reise mit Matisse nach Berlin erwies sich als verfrüht: Cassirer wagte nicht, den französischen Meister auszustellen, von dem sich nur der Bildhauer August Gaul überzeugen ließ.

In den 20er Jahren sahn wir Purrmann in Berlin, dann am Bodensee, bis er in Florenz die Leitung der Villa Romana übernahm. – Als »entarteter Künstler« und möglicher Attentäter wurde er hier bei dem Besuch Hitlers verhaftet und ins Gefängnis gesteckt. Nach dem Tode seiner Frau gelang ihm mit Freundeshilfe die Flucht in die Schweiz, wo er sich dann in Lugano niederließ.

Hans Purrmann erfüllte ein typisch deutsches Künstlerschicksal: Abseits zu stehn. Es scheint, er war zu allen Zeiten unzeitgemäß. Nietzsches Wort von der Rolle des Unzeitgemäßen in unserm Jahrhundert trifft auch auf ihn zu. Ursachen davon gibts mehrere, vor allem aber diese, daß Deutschland ein Volk von Wissenschaftlern geworden ist, und daß der Deutsche im Grunde seiner Brille mehr traut als den Augen. Das deutsche



SELBSTPORTRÄT, MONTAGNOLA 1961

Idol ist der Lehrer, als Künstler der Doktrinär. Wichtiger als das Kunstwerk erscheint uns das, was Kunstgelehrte darüber schreiben. Man sei hierbei an Delacroix erinnert, dessen Ausspruch um so mehr auf deutsche Verhältnisse paßt:

»Alle falschen Begriffe von der Kunst kommen daher, daß Nichtkünstler über sie schreiben.«

Es gibt aber auch in der Kunst verschiedene Weisen, keine ist an sich die beste. Entscheidend bleibt, wie ein großer Mensch sich der seinigen bedient.

In Deutschland ging aus dem Impressionismus unmittelbar der Expressionismus hervor. Die westliche Grenznähe seiner Heimat läßt es begreiflich erscheinen, daß Purrmann der französischen Tradition mehr als der deutschen folgte. In Paris fand er den entscheidenden Lehrer und Freund in Matisse, seine höchste Bewunderung aber galt bis ans Ende Paul Cézanne. So blieb er im eignen Lande lange unbeachtet, während er doch, was die Franzosen ihn lehrten, ganz in die deutsche Weise übersetzte.

Und er wuchs von Jahr zu Jahr, ja man kann von ihm sagen, was nur auf Große zutrifft: seine höchste Begabung war das Wachsen-können. So trug das unermüdliche Streben des ethischen Charakters tausendfache Frucht: Jeder, der ihm näher trat und nicht etwa verblendet war durch den Triumph der Mode, mußte ihn verehren. (Sie kennen das Gedicht des Freundes Hermann Hesse, das ihn bei der Arbeit schildert.) Die tiefe Leuchtkraft seiner Bilder ist ohnegleichen, wo man ihnen auch auf Ausstellungen und in Sammlungen begegnet. Die Selbstportraits sind Höhepunkte deutscher Malerei.

Aber wie mußte er diese Höhe bezahlen! Nicht nur daß ihm sein Leib im Lauf der Jahre ein Martyrium durch qualvolle Unbeweglichkeit auferlegte, zu der sich noch fiebrige Anfälle



SKIZZE VON PROF. HANS WIMMER
AUS DEN LETZTEN LEBENSTAGEN

ohne Zahl gesellten – den Beglückungen, welche die Arbeit durch ihre Sensationen ihm schenkte, folgten tiefe Depressionen, ein Verzweifeln am Weg und an der Begabung. Sein Leben war ein Ringen um das Eine, das sich durch die Kunst, und nur durch diese, aussagen läßt. »Porta mi i colori!« waren seine letzten, im Fieber gesprochenen Worte.

Keineswegs wollte Purrmann ein Revolutionär sein, auch der Inhalt seiner Bilder bescheidet sich mit dem, was jedermann gern im Hause und in der Landschaft, zumal der heiteren des Südens, zu sehen bekommt. (Leider ist sein großes Wandbild, das ihn von der architektonischen Seite zeigte, zerstört.) Seine Rahmenbilder sind Fenster oder »Löcher in der Wand«, wie man das heute nennt. Und es ist eine naive Kunst. Wie also – war er kein Avantgardist?

Hören Sie, was ein anderer deutscher Maler, Hans von Marées, vor 100 Jahren zu dieser heute strapazierten Phrase sagte:

»Die Zeit galoppiert vorwärts, wie zu allen Zeiten. Die Menschen jedoch von heutzutage bemühen sich, der Zeit den Rang abzulaufen; es ist ein Rasen von heute zu morgen, wie es die Welt noch nicht gesehen. – Ich armer Hinkender komme nicht mit, ich bin schon längst stehn geblieben, wenn möglich, sogar rückwärts gekröpelt. Wozu aber auch die furchtbare Eile, wohin zum Teufel will denn alle Welt, wohin? Ich weiß es nicht. Doch scheint mir, am Ende werden die Leute einsehen, daß sie sich mit aller Eile die gegönnte Frist um's Zehnfache verkürzt haben.«

Soweit Marées.

Purrmann hat sich seine Meisterschaft hart erkämpft – sollte er sie für ein Linsengericht hergeben? Lieber trug er die Last der Vereinsamung.

Wir begruben wieder einmal einen letzten deutschen Maler.

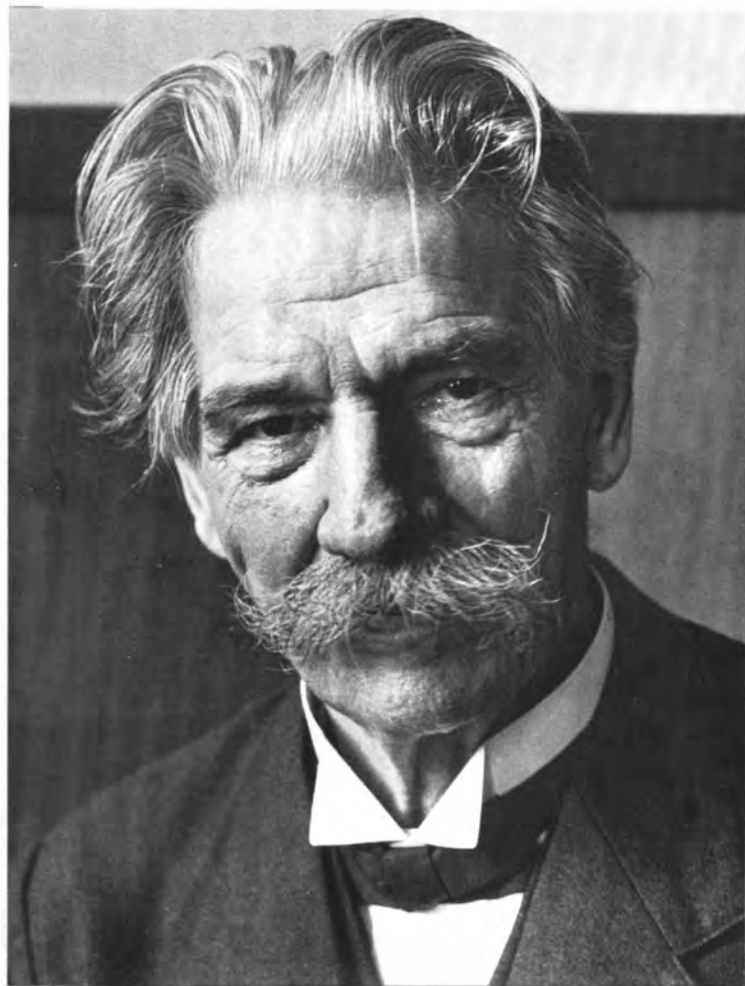
Ein Nachfolger auf seinem Wege scheint nicht vorhanden, so sehr auch das Magistrale, wie Scheffler es nannte, in seinem Wesen lag.

Es ist, wir alle wissen es, spät. Soll der eifersüchtige Plato Recht behalten, und wird eine perfektionierte Gesellschaft keine wesenhafte Kunst mehr hervorbringen?

Oder dürfen wir hoffen, daß diese Abenddämmerung ohne Nacht in ein Morgenrot übergehn wird?

ALBERT SCHWEITZER

14. 1. 1875 – 4. 9. 1965



ALBERT SCHWEITZER

Gedenkworte für

ALBERT SCHWEITZER

von

Carl J. Burckhardt

Albert Schweitzer bin ich ein einziges Mal flüchtig in Frankfurt bei Anlaß der Verleihung eines Friedenspreises begegnet. Daß mir die große Ehre zuteil wird, heute Gedenkworte sprechen zu dürfen, mag mit dem Umstand zusammenhängen, daß ich manche Jahre im Dienste des Internationalen Rotkreuzkomitees, der Gründung Henry Dunants, verbracht habe.

Um das ergreifende Phänomen Albert Schweitzer auch nur anzudeuten, müßte theologische, philosophische, medizinische und musikwissenschaftliche Kompetenz vorhanden sein.

Wir sind versucht, wenn wir des erstaunlichen Mannes gedenken, in Einfachheit und kurz wie in den großen Legenden vorerst die überwältigende Ereignisfolge seiner Vita wiederzugeben: vom Beginn in elsässischen lutherischen Pfarrhäusern

über die Kindheit in Günsbach am Fuße der Vogesen, der Schule in Münster, der höheren Schule in Mülhausen, den Studien in Straßburg, Paris und Berlin, der Zeit des Unterrichts beim bekannten Organisten Widor in Paris, dem Lehrer, für den der Schüler es unternimmt, einen Essay über Johann Sebastian Bach zu schreiben, einen Essay, aus dem ein Buch entsteht, das zuerst in französischer Sprache abgefaßt wird, das dem jungen Elsässer – wie er berichtet – noch Mühe bereitet. Schweitzers theologische Dissertation hat die »Religionsphilosophie Kants« zum Gegenstand. Schon 1901 äußert er sich über das Abendmahlproblem und über den Leidensweg Christi; diese Studien bilden die Vorbereitung für das 1906 erscheinende Werk »Von Reimarus zu Wrede«, also zu einer Geschichte der »Leben Jesu Forschung«, die schon bei Erscheinen große Aufmerksamkeit erregte und bis heute ihren Rang bewahrt hat. Es folgen zwei Bücher über Paulus und einige kürzere Schriften über eine das Neue Testament betreffende Hypothese. Schweitzer, D. und Professor der Theologie, war 1905, dreißigjährig, Dekan der Theologischen Fakultät der Universität Straßburg und Pfarrer daselbst, bereits ein Gelehrter, aber auch ein Organist von bedeutendem Ruf.

In dieser zukunftsreichen Lebenslage widerfuhr ihm etwas, was er selbst als inneren Zwang bezeichnet hat. Völlig überraschend teilte er damals seinen Freunden mit, er sei entschlossen, alle seine Ämter niederzulegen. Und jetzt begann er das Studium der Medizin und zwar in der festen Absicht, sich als Missionsarzt den Eingeborenen von Äquatorialafrika zu widmen, nachdem er vorübergehend daran gedacht hatte, sich den aus Gefängnissen Entlassenen und den Vagabunden zur Verfügung zu stellen. Schweitzer führt diesen Entschluß später auf bestimmte Kindheitserlebnisse zurück, die wir noch er-

wähnen werden, vor allem aber auf die Erschütterung, die die Parabel des reichen Mannes auf ihn ausgeübt hat.

Sechs Jahre dauerte sein intensives Medizinstudium, gleichzeitig aber nahm die schriftstellerische Produktion unentwegt ihren Fortgang. 1912 erfolgte seine Heirat mit Helene Breslau, der Tochter des großen Straßburger Historikers, die ihres Mannes Mühen und Anstrengungen teilen wird, soweit ihre zarte Gesundheit es erlaubt.

Im Jahre 1913 trat Schweitzer die Reise nach Gabon an. Ein von der Pariser Missionsgesellschaft gelieferter Bauplatz für das geplante Spital wird von nun an in harter Pionierarbeit seinen Zwecken dienstbar gemacht. Schweitzer selbst, unermüdlich Tag für Tag, legt Hand an. Was er damals schuf, war, von der Landschenkung abgesehen, ein völlig unabhängiges Unternehmen, dessen Unterhalt er aus dem Einkommen bestritt, das seine Bücher, seine zahlreichen Vorträge, seine Orgelkonzerte und später Platteneinnahmen einbrachten; vor allem aber half ihm sein stetig wachsender Ruf, vorerst am meisten in den angelsächsischen und skandinavischen Ländern. Schon im ersten Jahr seiner Tätigkeit hatte Schweitzer einer akuten Hungersnot zu begegnen, große Rodungen mußten unternommen werden. Die Tätigkeit als Prediger und missionierender Seelsorger wurde dem selbstlosen Pionier vorläufig von der Missionsgesellschaft seiner unorthodoxen Ansichten wegen verwehrt. Wir stehen im Jahre 1913.

1914 aber ereignet sich die Internierung des deutschen Staatsbürgers Albert Schweitzer und seiner Gattin. Zuerst an Ort und Stelle, wo die ärztliche Tätigkeit »unter Aufsicht« einigermmaßen fortgesetzt werden konnte, dann folgte die Überführung in ein Zivilgefangenenlager der Provence. Das Ergebnis erzwungener Muße während der Freiheitsbeschränkung und

während der unmittelbaren Nachkriegsjahre waren zwei Bände kulturphilosophischen Inhalts: »Verfall und Wiederaufbau der Kultur« und »Geschichte der Ethik«, die dann zu seinem grundsätzlichen Anspruch überleiten, den er als Basis einer neuen Weltkultur aufstellen wird.

Erst anfangs 1925 wurde seine Rückkehr nach Afrika möglich. Die Voraussetzungen für seine Tätigkeit waren jetzt noch viel härter als beim ersten Einsatz. Alles war neu zu beginnen, fast nichts war erhalten geblieben. Wieder waren Seuchen zu bekämpfen, Überschwemmungen zwangen zur Verlegung der Spitalanlagen, die jetzt zu starkem Wachstum ansetzten und denen eine Leproserie angeschlossen wurde. Immer neue Mittelbeschaffung war nötig. Ein bis zu hingerissener Bewunderung führendes Weltgerücht über den vorbildlichen einsamen Helfer wurde zum tragenden Element des Unternehmens. Die Umstände machten es notwendig, propagandistisch zu wirken. Das Ergebnis von häufigen Reisen, Reden, Konzerten, von Ehrungen und Preisen – u. a. dem Nobelpreis – hat Schweitzer dem Spital in Lambarene zur Verfügung gestellt. Und während all der Zeit, von 1926 bis 1965, dem Todesjahr des Neunzigjährigen mitten aus der Arbeit heraus, halfen die Angehörigen seiner Kranken beim notwendigen Tageswerk mit. Die geistige und physische Leistung des Doktors ließen bis in die letzten Jahre nicht nach, seine höchstpersönliche Art des Mitgefühls erhielt die Stetigkeit seines Schaffens, sein auf so viele wirkender Zauber erleichterte sein patriarchalisches Walten. Sein Eindringen selbst in kleinste praktische Obliegenheiten, die er mit derselben Genauigkeit versah wie seine Tätigkeit als Orgelbauer, verbanden ihn auch dem einfachsten seiner Mitarbeiter. Auch seine geschäftlichen Vorkehrungen, seine Spitalverwaltung versah er mit einem bodenständigen, ja

bäuerlichen Wirklichkeitssinn. Mit unbeirrbarer Stetigkeit ist er seiner Pflicht treu geblieben, und immerzu wuchs sein schriftstellerisches Werk: seine Arbeiten über die Mystik des Apostels Paulus, den er den Befreier nennt, seine Studien über die Weltsicht der indischen Denker, seine Goethe-Reden, seine erwähnten drei Bände über die Kulturphilosophie, die er lange zögernd zurückgehalten hat.

Eine besonders aufschlußreiche Aufzeichnung Schweitzers trägt den Titel »Aus meiner Kindheit und Jugendzeit«, sie führt in eine Epoche, von der er mit dem ihm eigenen Humor sagt, »als die Bauern über Leute klagten, die auf hohen Fahrrädern dahinrasten und die Pferde erschreckten«. Eine Zeit, die ferner liegt von der unseren als die Zeit Virgils von derjenigen der Weimaraner!

Was ist nun an diesen Erinnerungen an ihn selbst und an seine Umwelt das Entscheidende? Doch wohl der Umstand, daß er gesteht, unbefangene Lebensfreude habe er nie gekannt. Als er einmal beim Raufen mit anderen Knaben Sieger war, habe der Besiegte geklagt: »Ja, wenn ich täglich wie du Fleischsuppe erhalten würde!« Von diesem Moment an sei ihm, Schweitzer, die Fleischsuppe zum Ekel geworden. Ein anderer Einbruch in sein immer weiter wirkendes Gedächtnis: ein Kamerad verfertigt Schleudern, er begibt sich mit dem kleinen Pfarrerssohn auf die Amsel- und Drosseljagd. Während sie auf der Lauer liegen, beginnen die Kirchenglocken zu läuten. In diesem Augenblick durchdringt Schweitzer ein scharfer Befehl, das Geheiß: »Du sollst nicht töten«. Dies sei der Anfang gewesen für alles weitere, meint er einmal.

Die Aufmerksamkeit des Knaben ist vielseitig, sein Interesse am Zeitgeschehen auf allen Gebieten ist sehr früh vorhanden. Schon den Neunjährigen hat der Vater an die Orgel gesetzt, um

ihn zu vertreten. Dem Sechzehnjährigen vertraut Eugen Münch die Orgelpartie aus dem Deutschen Requiem an. Schweitzer wächst auf in einem harmonischen Familienleben nach alter Weise, aber er quält sich, ob er solches Glück hinnehmen dürfe, ob der Mensch inmitten des Wehs der Welt überhaupt ein Recht auf individuelles Glück habe. Er teilt uns mit, die ihm durch den Besitz seiner Gesundheit auferlegte Pflicht habe ihn fast erdrückt. Aus diesem Gefühl heraus habe er schon mit einundzwanzig Jahren beschlossen, bis zum dreißigsten der Wissenschaft, der Predigt und der Musik zu leben, dann aber durch die Tat nur noch dem Nächsten zu dienen. Schweitzer war von der Gewalt der christlichen Ethik innerhalb seines rationalen Christentums, seiner wohl kaum vorhandenen metaphysischen Hoffnung getrieben. Sein Drang nach Verbindung mit einem übergeordneten Prinzip erfüllte sich in sittlicher Leistung. Nie verließ ihn das Grauen vor dem furchtbaren Verlauf der Menschheitsgeschichte. Er war der Sohn eines Volkes, dem die Wahl so oft wehgetan hat, eines Volkes, das durch Jahrhunderte die allerschwersten Kriegskatastrophen durchlitten hat, schon lange vor den Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges und weit darüber hinaus bis in die allerneueste Zeit. Wie alle Elsässer war Schweitzer dem alemannischen Wesen und dadurch einer bestimmten Gefühlslage durch seine Mundart unlöslich verbunden. Auch er hatte die Lage zu bestehen, in der einem bisweilen die einen wie die anderen vorwerfen, zwischen ihnen nicht endgültig entschieden zu haben. Er hat Frankreich geliebt und Deutschland auch, beiden Ländern war er heimatlich verbunden. Von Kind an hat er paritätische Kirchen besucht und war als Protestant erfreut, hinten im verdunkelten Chor die feierlichen Symbole des katholischen Kults zu ahnen. Schon immer war er

ökumenisch gesinnt. Weitgehend ein Mensch der Aufklärung, blieb er frei von ihrem Spott, er respektierte das Gebot, nach dem er handelte und das er folgendermaßen ausgesprochen hat: »Der Geist muß Tat werden, und er muß Tat werden überall dort, wo Friedlosigkeit herrscht«. Mit äußerster Willensanstrengung hat er sich bemüht, die Vergehen der Welt und die eigenen Schwächen zu sühnen. In all seinen Bestrebungen ist er lebenslang ein Jüngling geblieben. Ständiger Aufschwung, immer neuer Einsatz waren ihm eigentümlich. Schweitzer war der Begriff »Reife« verdächtig, das shakespearsche »reif sein ist alles« war ihm entgegen. So meint er etwa: »Dieser da war ein Revolutionär, jetzt ist er es nicht mehr, er ist reif, er war ein Kämpfender, ein Hoffender, ein Tempelreiniger, ein Mann unermeßlicher Pläne, einer, der sich stets erneuert, und jetzt ist er dies alles nicht mehr, er ist bei der Reife angelangt«.

Schweitzer fürchtet, sein immer neues Wollen habe ihn an Vielen vorübergerissen, denen er hätte Dankbarkeit bekunden sollen. Er fürchtet, in seine Pläne und Aufgaben versunken, habe er sehr oft in einem Halbdunkel gelebt, in dem er die Züge der andern nicht habe erkennen können, bis dann plötzlich, oft zu spät, ein Blitz sie erhellt habe, so daß er erkannte, wieviele Kräfte er in bedeutungsvollen Stunden des Lebens von Mitmenschen erhalten habe, wobei das Wirken dieser geschenkten Kräfte auch für ihn höchst geheimnisvoll blieb.

Alles, was Schweitzer schuf, ist aus jugendfrischer Improvisation entstanden. Auch sein Spital war kein systematisch geplantes Werk; deshalb ist es im Verlaufe der nationalen Befreiungskrisen im afrikanischen Kontinent nicht wie andere moderne Spitalanlagen zerstört worden. Schweitzer vermied willentlich jedes Übermaß an blanker Technik, an hygieni-

scher Perfektion. Er war kein Soziologe, aber seine Beobachtungen, die er an den dem Naturzustand nahen Bevölkerungen vorgenommen hat, sind gerade heute, nach den überstürzten Ereignissen der letzten zwanzig Jahre, höchst beachtenswert, er kennt genau das Unheil, das durch den Einbruch des Welt Handels und später der Technik in jenen ursprünglichen Gebieten entstand, er setzt sich ein für Schonung und Erhaltung überlieferter Lebensformen und für langsame organische Übergänge. Er warnt vor der Überbewertung eines artfremden Schulsystems und seiner Programme, er sieht die Gefahr der sozialen »Deklassierung nach oben«, die zur Verachtung jeder Handarbeit führe. Er warnt vor dem Urteil des gedrillten Weißen, der den Schwarzen Trägheit vorwirft. Er stellt fest, Neger seien imstande, sehr intensiv zu arbeiten, aber nur, wenn kein übergeordneter Befehlshaber, sondern die Umstände es von ihm verlangten. Der Neger, so erklärt er, ist ein freier Mensch, d. h. im besten Sinne ein Gelegenheitsarbeiter. Andererseits ist er auch nicht blind für die positiven Leistungen des Kolonialismus, etwa für die Abschaffung des Sklavenhandels und vor allem für die Pazifizierung von Stämmen, die untereinander in Dauerkämpfen leben. Scharfe Beobachtung und jahrelange Erfahrung haben ihn bisweilen zu Urteilen und Nonkonformismen geführt, die ihm gegen Ende seines Lebens den Unwillen der ohne Sachkenntnis unter Schlagworten Dahinlebenden eingebracht haben. Sein gesunder Menschenverstand, seine ganz bestimmte Naivität machten ihn gegen Zeithypnosen immun. Schwarze sollten, seiner Ansicht nach, entsprechend ihrer hohen Menschenwürde behandelt werden, was aber nicht dadurch geschehen könne, daß man sie in sich selbst überschätzende abendländische Zivilisierte verwandle.

Eines der besten Bücher, die über Schweitzer erschienen sind und das Werner Picht zum Verfasser hat, stellt mit Recht fest, daß Schweitzer nicht nur in seinem praktischen Wissen, sondern in seinen gelehrten Schriften in einem seltenen Grade »in persona« anwesend sei. Ja, er geht alles direkt, bekenntnishaft an, auch die Kräfte, die auf sein eigenes Leben einwirken. Er gesteht, daß er in seiner Jugend ein leidenschaftlicher Spieler gewesen sei, »um die Würfel zu erkennen, die, ins Spiel des Lebens geworfen, so vieles entscheiden«. Schweitzer beichtet auch, er sei durch seinen Hang zu einer bis zur Irritation führenden Diskussion sehr oft ein unerträglicher Herausforderer seines Gegenübers gewesen. In den Urwald sei er unter anderem in der Absicht gegangen, zu schweigen. Aber die Lust am Lehren, am Verkünden hat bei ihm doch immer überwogen.

1920 hat er sich vom Katheder der Universität Upsala aus nicht mehr an die gelehrte Welt, sondern »an alle« gewandt. Damals hat er der Menschheit seine ethische Lehre verkündet. Sie war entstanden aus seiner wachsenden Sorge um den Kulturzerfall, einer Sorge, die so viele erste Geister des 19. Jahrhunderts geteilt haben, so Goethe, von dem Schweitzer sagte, er habe sich als Erster ernsthaft um die noch vorhandene Zukunft des Menschengeschlechts gesorgt. In unserer Jahrhundertmitte sollte man versuchen – viele mittlere Geister haben sich daran beteiligt –, diese prüfende Sorge durch die Wortkitterung »Kulturpessimismus« aus der Welt zu schaffen.

Bei Schweitzer ist innerhalb seiner Kulturkritik oft ein gewisser Schematismus auffallend, dabei aber gleichzeitig stets etwas völlig Elementares, ein Ton ohne jede literarische Anfälligkeit auf vorübergehende Moden. Innerhalb seiner Versuche spürt man bisweilen auf dem Gebiet des Erkenntnisvermögens etwas wie Resignation.

Nun aber berichtet uns Schweitzer von einem Ereignis, von einer Erleuchtung, die ihn während einer Bootsfahrt im Urwald überfiel, die – wir erinnern an das Erlebnis mit den Schleudern – in ihm wohl längst vorbereitet war. Und hier nun handelt es sich um sein Grundpostulat, seine Verkündigung in der Rede von Upsala, um seinen Aufruf zur »Ehrfurcht vor dem Leben«. Jetzt gilt ihm Leben in seiner Gesamtheit als höchster Wert, und nie verläßt ihn das Entsetzen vor der Selbstzerstörung, der Selbstvernichtung dieses Lebens. Seine Forderung ist grenzenlos. Sie stellt sich titanisch dem Sosein der Natur. Sie gilt jedem Leben ohne Wertunterschied. In Augenblicken erscheint es uns, als vermißten wir vor diesem absoluten Postulat Schweitzers dasjenige, das man einst »die Majestät des Todes« genannt hat.

Jedoch, wie dem sei: ist es nicht ein Hoffnung verleihendes Zeichen, das inmitten von nie dagewesener Zerstörungswut sein Aufruf zur Lebensverehrung in einem Geschlecht, von dessen Nihilismus man uns immer wieder berichtet, überall eine hingerissene Gefolgschaft sein eigen nennen durfte, eine Gefolgschaft, erfüllt vom brennenden Wunsch nach Frieden und nach einem rettenden Humanitarismus. Karl Barth hat den Kern der Sache getroffen, als er erklärte, bei Schweitzers Manifest habe es sich um einen Aufschrei gehandelt.

Merkwürdig ist, daß ein mysteriöser Vorgang in der Psyche eines so mächtigen Erschütterungen ausgesetzten Menschen wie Schweitzer bisweilen einen fast lehrhaften Ausdruck erhält, den Ausdruck eines Ethikers, der noch innerhalb der Kontroverse zwischen Glauben und Wissen steht. Es ist bemerkt worden, Schweitzer habe das Gedankengut des Mittelalters kaum zur Kenntnis genommen. Dabei, wenn er unmittelbar von der liberalen Theologie und ihrer Vernünftigkeit

herkommt, ist doch in ihm neben dem, was sein Biograph Rudolf Grabs »seinen nicht skeptischen, sondern demütigen Agnostizismus« nennt, etwas vorhanden, was dem mittelalterlichen Denken nicht fremd war und das in Schweitzers Jesus-Bild deutlich wird, das bei ihm eine Größe zurückgewinnt, die es in den vermenschlichenden Tendenzen des 19. Jahrhunderts verloren hatte. Christus, wie das ganze neue Testament, sind für ihn von endzeitlicher Erwartung erfüllt, und der Heiland sieht sich selbst als Messias, völlig aus der altjüdischen Überlieferung und Lehre hervorgehend. Das Göttliche aber offenbart sich für Schweitzer nicht in der Geschichte, nicht in dem einen, die Mitte bildenden Ereignis, mit dem unsere Zeitrechnung beginnt. Das Göttliche offenbart sich für ihn, wie einst für die Griechen, in der kosmischen Gesamtheit, in der Natur.

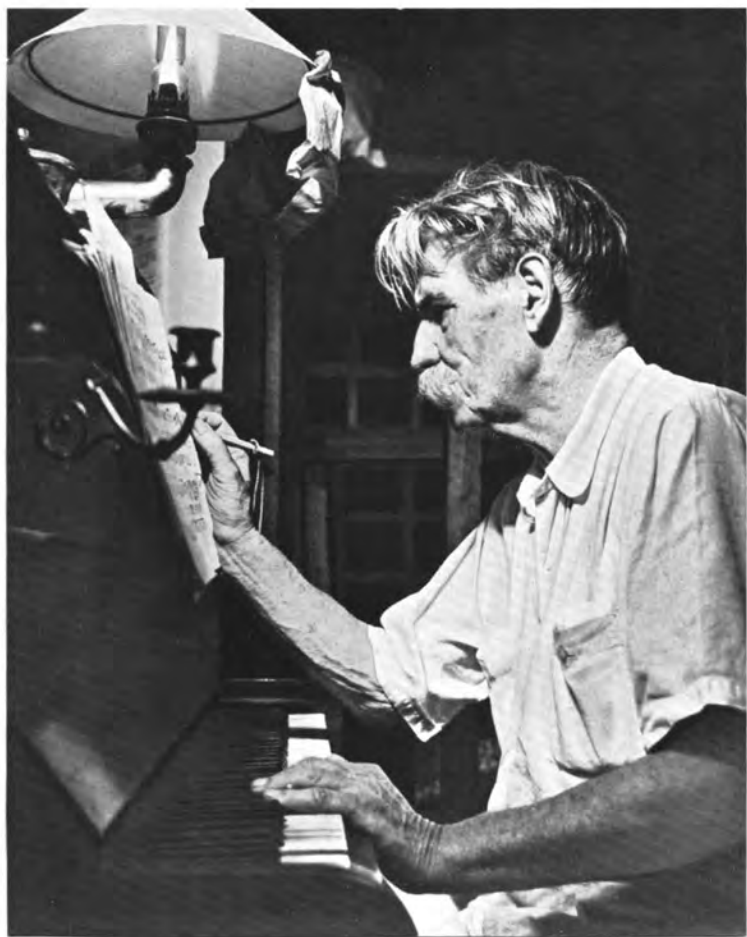
Was man Schweitzers schlichte Frömmigkeit nennen darf, kommt vielleicht am reinsten und tiefsten in seinem Verhältnis zur Musik, vor allem zu Johann Sebastian Bach, zum Ausdruck. Dort findet er Raum für seine einsame Meditation. Dort, als ein Meister und als ein Deuter, gelangt er in voller Sammlung zu seinem Eigensten.

Wir sprachen von den Helfern, denen Schweitzer Dank schuldete. Zu ihnen gehört neben den großen Musikern vor allem Goethe. Vielleicht tritt Schweitzers Grundstreben nirgends deutlicher in Erscheinung als in den vielen Äußerungen, die er über Goethe getan hat. Sie schwanken in einem merkwürdigen Wechsel zwischen hochherziger Hingabe in Bewunderung und einer gewissen moralischen Kritik. Wo Schweitzer sich dem ozeanisch ruhigen Gewoge Goethescher Geisteskraft hingibt, erkennt man seine tiefe Befriedigung des Getragenseins im Einverständnis. Immer wieder, um nur eines herauszugreifen, kreist Schweitzers Denken um jene Stelle der Annalen

von 1811, in der Goethe seine Abwendung von Friedrich Heinrich Jacobi, dem einstigen Anhänger Spinozas, vollzieht, weil dieser in seiner Schrift »Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung« die Anschauung vertritt, daß »die Natur Gott nicht offenbare«. Goethe aber schreibt: »Bei meiner reinen, tiefen, angeborenen und geübten Anschauungsweise, die mich Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen unverbrüchlich gelehrt hatte, so daß diese Vorstellungsart den Grund meiner ganzen Existenz machte, mußte nicht ein so seltsam einseitig-beschränkter Ausspruch mich dem Geiste nach von dem edelsten Manne, dessen Herz ich verehrend liebte, für ewig entfernen?«.

Verehrend lieben zu dürfen, welche Gnade! Die Fähigkeit, anerkennend zu bewundern, ist ein Privileg wirklich freier, durch keine Mißgunst belasteter Geister.

Wir gedenken in dieser Stunde eines Toten, der unter uns als ein Beispiel gewirkt hat, ein Beispiel, an dem man sich aufrichten kann. Im Jahrhundert des großen Mordens, unserem Jahrhundert, hat sich Schweitzer zur mächtigen Verteidigung des Lebens, zum Protest gegen äußerste Zerstörungsmittel mit wahren moralischem Mannesmut erhoben. Schweitzer, der Freund des unvergeßlichen Bundespräsidenten Heuss, ist, wie dieser es einmal aussprach, derjenige, der in jenen schwersten Zeiten, die hinter uns liegen, das Vertrauen in die Möglichkeiten der menschlichen Natur wieder herstellte. Jenseits von spekulativen Systemen und Wirtschafts- oder Sozialtheorien, ist er stets zu wunderbarer Frische, zur helfenden Tat bereit geblieben. »Der Geist«, so hat er erklärt, »der in der Geschichte waltet, ist nicht in den Dingen vorhanden, er muß durch uns selbst wirksam werden.« Diesen Geist aber hat er den Geist der Liebe genannt.



IN LAMBARENE

In einem letzten Briefe Albert Schweitzers an den Ordenskanzler setzte er unter die beigelegte Photographie folgende Widmung:

*Herrn Professor Ernst Schramm.
mit herzlichem Güssen.
Albert Schweitzer
Lombardstr. 14 März 1965*

REDE VON
RUDOLF HILLEBRECHT

RUDOLF HILLEBRECHT

DIE STADT UND IHRE MITTE

Die Stadt ist eine Form unseres Lebens, eine unter anderen. Die Lebensform, die Städte bildet, braucht eine Mitte. Der gebaute Raum der Stadtmitte ist Inbegriff für die Stadt und städtische Lebensform zugleich.

Das Verhältnis zwischen Mensch und Stadt ist jedoch nicht konstant; Wandlungen in ihren Beziehungen zueinander verändern die Formen der Stadt. Die gegenwärtigen Verformungen der Stadt, insbesondere ihrer Mitte, lassen auf einen außergewöhnlichen Wandel im Verhältnis zwischen Mensch und Stadt schließen.

Mehr denn je bevorzugen heute die Menschen städtische Lebensformen. Der Prozeß der »Verstädterung«, hier quantitativ und qualitativ gemeint, schreitet unaufhörlich und schnell fort. Die künftige Form der Stadt gewinnt für immer mehr

Menschen an Bedeutung: für ihr individuelles Wohlbefinden, ihr kollektives Verhalten, das soziale Niveau der Stadtgemeinde, für die wirtschaftliche Entwicklung und die politische Zukunft des Volkes, das bald ein Stadtvolk sein wird.

Dies ist mein Thema. Ich folge dabei einer Anregung des Herrn Ordenskanzlers, wenn ich gelegentlich auf die Historie zurückgreife und auch fremde Länder und Kulturen mit einbeziehe; damit werden meine Ausführungen allerdings breiter als ursprünglich vorgesehen war.

I.

Ein Gegenüberstellen der baulichen Erscheinungen von Dorf und Stadt, des alten Gegensatzpaares, macht die Eigenart der Stadt und der sie prägenden Lebensform deutlich. Das Dorf fügt sich der Landschaft ein, ist Bestandteil seiner Landschaft, geht in der Form der Streusiedlung gar in der Landschaft auf. Das Eigentum greift vom Hof über Wiesen und Felder in die Wälder, in denen Grenzen liegen. Das Dorf ist die Betriebsstätte seiner Landschaft; die Anzahl seiner Bewohner ist nach der Tragfähigkeit des sie ernährenden Landes begrenzt und ihre Lebensform auf die ihnen gehörige Landschaft bezogen.

Die Stadt dagegen ist ein bewußter Eingriff in die Landschaft. Auch dann, wenn ihre Form dem Gelände angepaßt wird, ist die Landschaft nun einer Ordnung eigener Art unterworfen. Das geschieht in Formen, die im gewollten Gegensatz zur Landschaft stehen; er bekommt mit Wall und Graben schließlich militanten Ausdruck. Das persönliche Eigentum an Grund und Boden beschränkt sich auf Flächen innerhalb der Stadt, und dessen Umgürtung führt gleichermaßen zu individuellem Verzicht wie zu kollektiver Stärke. Es ist nicht unmittelbar

lebenserhaltend, produktions- und gewinnbestimmend, sondern nur Basis für anders geartete, von Bodenart und -güte unabhängige, mannigfache manuelle und geistige Tätigkeiten. Ihr Erfolg ist von der Kraft des Gemeinwesens abhängig, wie er der Stadtgemeinde zu Bedeutung und Geltung verhilft. Individuelle Freiheit und soziale Bindung stehen in engen Beziehungen zueinander. Deren politische Fassung in der Selbstverwaltung läßt die Stadt und ihre Bürger über die Länder und die Meere wirken.

Die städtische Lebensform braucht und bildet eine Mitte: den Raum für soziale, wirtschaftliche, geistige, mannigfach verwobene Wechselbeziehungen, deren Pflege Ursprung und Sinn dieser Lebensform ist; sie braucht den Raum zur Selbstdarstellung des Gemeinwesens und seines Ordnungsprinzips, zum Sich-Bewußtwerden der Bürgerschaft wie zum Bewußtmachen ihrer Kraft in Gemeinschaft gegenüber anderen. Schließlich: sie braucht den Schutz des Himmels, dem sie den Raum ihrer Mitte weiht. Der Grundriß der Stadt, den Lebensformen in Selbstverwaltung schaffen, ist im Bewußtsein des Wesens städtischer Gesellschaft von der Mitte her – die nicht identisch mit geometrischer Mitte ist –, von der Agora, dem Forum, dem Markt geprägt. Es sind verwandte Zweckwidmungen, die und deren Bauwerke das Leben wie die bauliche Gestalt der Mitte in den Formen der Zeiten bestimmen.

Ihren sinnfälligsten Ausdruck erhält die Lebensform der Stadt in der dritten Dimension. Die eindrucksvollen Konturen ihrer Silhouette bedürfen nicht des Nachzeichnens: des mit Wall und Graben sich von der Landschaft bewußt absetzenden Kunstwerks Stadt, des durch Türme und Chöre, später auch durch Schlösser und Theater sichtbar überhöhten Zentrums des Landes, des durch Rathaus und Markt, Bürgerhäuser und

Bauten der Gemeinschaft anschaulich gestalteten Gemeinwesens. Seine bauliche Gesamtform macht die vielen Merkmale sozialer, wirtschaftlicher, kultureller, rechtlicher Art ablesbar, die seine Eigengesetzlichkeit gegenüber der Umwelt kennzeichnen.

Diese – europäische, deutsche – Stadt haben wir auch jetzt noch vor Augen und im Herzen, wenn heute von der Stadt die Rede ist. Das ist merkwürdig; denn es ist die geschichtliche Stadt, die wir liebend meinen, die Stadt der Vergangenheit – einer langen Vergangenheit, die nicht erst im Bombenkrieg ihren Untergang erfuhr.

Seit mehr als einem Jahrhundert befindet sich jene geschlossene, in bewußtem Gegensatz zur Landschaft gestaltete Stadtform in einem unaufhörlichen Prozeß der Auflösung. Die Stadt ufert konturenlos aus, und an die Stelle von gestalteten Konturen treten bezugslose Additionen von Gebäuden, die in ihrer Unverträglichkeit mit überlieferten Vorstellungen von städtischer Formenwelt schmerzen. Das Schicksal der Städte seit dem 19. Jahrhundert, insbesondere seit den »Gründerjahren«, ist gewiß nicht Verschulden der Stadt als Institution. Der schon früher sich vorbereitende Prozeß gesellschaftlicher Wandlungen – in Ursache und Wirkung mannigfach verflochten mit geistiger Evolution, politischer Revolution, naturwissenschaftlichem und technischem Fortschritt, wirtschaftlicher Entwicklung – führt in der Folge zum Ende einer Stadtform, die in ihrem Anfang über die Antike hinausreicht und ihr Erbe bewahrt hat, so viele Wandlungen sie in ihrem Erscheinungsbild auch erfahren haben mag. Aber in diesem Prozeß büßt nicht nur die Stadt ihre gestaltete, die ihrer Eigengesetzlichkeit entsprechende Form und ihr Formvermögen ein, sondern geht auch die Gesellschaft, die sich einmal im Bild der

Stadt, in ihrem Grundriß und Aufriß repräsentierte, ihres Ordnungsbildes verlustig; sie ist offenbar nicht mehr in der Lage, eine für sie gültige Form zu prägen, die dem Rangespruch des alten Stadtbegriffs genügt.

Dramatisch ist die Schlußphase in der langen Geschichte der überlieferten Stadtform; denn im Spektakel des Bombenkrieges geht auch ihre Mitte unter, die bis dahin noch intakt war oder doch den Anschein erweckte, daß dem so war, und die symbolhaft immer noch für das Ganze stand und galt: die europäische Stadt mittelalterlicher Prägung.

II.

Wir haben unsere Städte wiederaufgebaut. Als höchst anschauliches Beispiel für unsere versteckte und vielleicht auch verständliche Sehnsucht: es möchte alles wieder so sein wie zuvor und dies möglichst bald! Haben wir die Chancen, die die Zerstörung bot, wie so oft beklagt wird, vertan? Im allgemeinen gewiß – jedoch: wenn Lebensform Stadtform prägt, so ist die Gegenfrage zu stellen, wie denn wohl eine gültige, unseren – heutigen – Lebensformen gemäße Stadtform geschaffen werden sollte, wo es uns damals, als der Wiederaufbau in seinen Grundzügen festgelegt wurde, nicht nur in materieller und wirtschaftlicher Hinsicht so sehr an Lebensform mangelte, wo damals weder von einer ausgewogen strukturierten, politisch gefaßten, sich geistig bewußten Gesellschaft die Rede sein konnte, noch damals die Gesellschaft, bar eigener Form, in der Lage war, bauherrschaftlichen Willen zu bilden, geschweige zu bekunden und den Städtebauern ein Programm für die Neugestaltung der Städte zu geben. Und wie steht es heute damit? Eine Frage, die vorgreift.

Die Chancen der tabula rasa konnten nicht genutzt werden, weil sie als gesellschaftliche Aufgabe von geistigem und politischem Rang gar nicht gesehen und erkannt, als lediglich wirtschaftliche, technische, Städtebauern als Spezialisten zu überlassene Aufgabe gewertet wurde. Dies war nicht überall so; die »Hansards« des britischen Unterhauses aus den vierziger Jahren beweisen es. In England, dem ersten Land, wo sich die industrielle Revolution des frühen 19. Jahrhunderts ereignete und mit einer gesellschaftlichen Evolution verband, war zuerst erkannt worden, daß die Wandlung der Daseins- und Lebensformen nach neuen Stadtformen verlangt *und*: daß die Programmierung dieser Aufgabe eine ureigene Aufgabe der Gesellschaft ist, eine politische Aufgabe. Frage: ist diese Aufgabe heute und endlich von uns erkannt? Welchen politischen Rang besitzt sie bei uns?

Das Dilemma, seit einem Jahrhundert und länger den bauherrlichen Partner entbehren zu müssen, hat die Städtebauer bei uns und anderswo in die Notlage gebracht oder auch verführt, stellvertretend die Rolle des Bauherrn zu übernehmen und damit zwei Rollen in sich zu vereinigen. Solches Doppelspiel kann selbst unter Glücksumständen nur selten gut ausgehen. Dem einen oder anderen gelang es dabei, aus Verantwortung vor der Stadtgesellschaft und sozialem Engagement, mit Intuition, Empirie und Talent Vorstellungen künftiger Daseinsformen zu konzipieren, die sich als Programm eines fortschrittlichen Wiederaufbaus eigneten und auch – mehr oder weniger – verwirklicht werden konnten. In solchen Fällen gebührt den Räten der Städte das Verdienst politischer Einsichten, die angesichts der allgemeinen Lethargie im Bilden gesellschaftlichen Bewußtseins und im Erkennen der politischen Aufgabe, um die es sich hier handelte, beachtlich bleiben.

Städtebau als *Mittel* der Politik begriffen dagegen die Diktaturen unseres Jahrhunderts. Das Dritte Reich wie das stalinistische Rußland wußten die Möglichkeiten der Darstellung ihrer politischen Struktur und Macht, der suggestiven Reflektion repräsentativ in Bauformen manifestierter Dogmen auf Verhalten und Haltung der Insassen, kurz der Wechselwirkungen zwischen Stadtform und Lebensform wohl zu nutzen. Die dabei angewandten städtebaulichen Prinzipien und Stilelemente waren nicht von ungefähr sehr verwandt. Die Polen als erfahrene Nachbarn erkannten als erste den politischen Charakter dieser Abart russischen Städtebaues. Sie stellten der Gefahr einer Usurpierung durch Rußland in Lebens- und Gesellschaftsform den Wiederaufbau Warschaws in überlieferter, der europäischen Herkunft treuer Stadtform bewußt entgegen. Das war eine gesellschafts- und nationalpolitische Entscheidung ersten Ranges und, wie sich gezeigt hat, von großer Tragweite. Daß demgegenüber beide Teile Deutschlands die Stadtbaukunst als eine Ausdrucksform der Gesellschaft gleich wenig einzuschätzen wußten, bestätigt manche westdeutsche Hauptstraße wie die ostdeutsche Stalinallee trotz aller Gegensätzlichkeiten gleichermaßen; eine Übereinstimmung, die traurig stimmt. Respekt den Polen!

Wenn schon im vorrömischen Italien große achsiale Bezüge zwischen den Gebäuden geistlicher und weltlicher Instanzen, wahrscheinlich aus Ägypten entlehnt, das Spannungsverhältnis politischer Mächte symbolisierten, so verstärkten orientalische Einflüsse in der Geschichte Roms politische Ordnungsprinzipien, die in der römischen Stadtbaukunst ihren Niederschlag und Ausdruck in großen achsialen Systemen mit Zu- und Unterordnungen des Stadtgefüges in das System fanden; sie waren der griechischen Stadtbaukunst in Ursprung und

formaler Konsequenz fremd. Es sind grundlegend verschiedene politische Prinzipien und gesellschaftliche Verfassungen, die in entsprechend verschiedenen Stadtformen griechischer und römischer Prägung die Städte entstehen ließen.

Mit hier gebotener Vereinfachung: die europäischen Städte nachrömischer Entstehungszeit folgten im allgemeinen den Traditionen griechischer Stadtbaukunst, wenn sie aus der immerbewußterentwickelten gemeindlichen Selbstverwaltung neue Stadtformen schufen und ihr Grundmuster immer neu an den jeweiligen topographischen Gegebenheiten variationsreich und phantasievoll abwandelten. In keinem Land war und ist das kommunale Selbstverwaltungsrecht so weitgehend ausgebildet wie im deutschsprachigen Raum, und nicht von ungefähr liegen in diesem Gebiet die Städte, deren Stadtformen in der Mannigfaltigkeit ihres individuellen Gepräges besonders eindrucksvoll gestaltet waren. Daß der Absolutismus und die Barockzeit auf Ordnungsprinzipien und Stilelemente der römischen Stadtbaukunst zurückgriffen, um im Städtebau und in der Architektur ihre Gesellschaftsordnung zu repräsentieren, ist ein weiteres Beispiel für die Wechselbeziehungen zwischen Lebensform und Stadtform. Im 19. Jahrhundert fanden dann die ästhetischen Werte beider Formenwelten eine weitgehende Verselbständigung ohne gesellschaftliche Bindung; die gesellschaftliche Funktion der Stadtbaukunst wurde nicht mehr gesehen oder konnte nicht mehr gehandhabt werden, weil die Gesellschaft ihre alte Struktur verlor.

Die Diktaturen erinnerten sich der Möglichkeiten, durch das Medium des Städtebaus ihre Ordnungssysteme anschaulich und zugleich wirksam zu machen. Beachtenswerterweise bedienten sie sich dabei der Traditionen römischer Stadtbaukunst, bevorzugten deren Spätformen, vertauschten auch qua-

litative mit quantitativer Größe. Mancher möchte meinen, daß in der Schwäche der Kopie und der Unfähigkeit zu eigener schöpferischer Leistung sich eben auch eine innere Schwäche dieser politischen Systeme hinlänglich offenbare. Das ist eine Spekulation, deren Behandlung zu weit vom Thema ablenken müßte; nur so viel: das zaristische Reich hat sich lange als Erbe von Byzanz und Ostrom verstanden, und die Identität von ideologischer (Partei) und staatlicher (Regierung) Führung im heutigen Rußland wird als legitime Fortsetzung der traditionellen Vereinigung beider Gewalten in einer Person ausgelegt – und vielleicht auch noch immer empfunden –, die Byzanz begründete und von Rom trennte. In China offenbart die alte Personalunion zwischen Kaiser und Sohn des Himmels eine andere historische Parallele mit politischer Wirkung bis in die Gegenwart. Wenn aus Stadtformen als Spiegeln der ihnen eigenen Gesellschafts- und Lebensformen Schlüsse gezogen werden dürfen – und das ist erlaubt –, so ist in Peking aus der unglaublich zarten Maßstäblichkeit, heiteren Farbigkeit und musischen Intimität der Kaiserlichen Gärten und Paläste innerhalb der nach einfachem Achsensystem streng geordneten Stadtform nicht nur der Poet Mao Tse-Tung zu verstehen, der eben dort lebt; die Divergenzen zwischen den beiden Interpreteten einer neuen Gesellschaftsordnung sind offenbar ebenso tief begründet, wie die Städte Moskau und Peking mit ihren Stadtmitten seit jeher fundamental gegensätzlich angelegt sind. Saxa loquuntur.

Aber was reden unsere Steine? Ich bin schon 1957 über diese Frage mit dem verstorbenen Bundespräsidenten, dem verehrungswürdigen Herrn Heuß, in einen Disput geraten, als ich unter dem Eindruck des Bemühens – nicht der »Erfolge« – der Russen, ihre Gesellschaftsordnung in der Gestalt ihrer

Städte zu versinnbildlichen und anschaulich zu machen, vor dem Deutschen Städtetag in Berlin die Frage nach dem politischen Gehalt unseres Wiederaufbaus aufwarf. War das Ziel unseres Wiederaufbaus Restauration? Und wessen Restauration? Der Baudenkmäler? Gewiß! Aber welcher vergangener Zeiten und gesellschaftlicher Strukturen? Doch nicht des Mittelalters, des Absolutismus, des 19. Jahrhunderts, der Weimarer Zeit oder gar aller zusammen?! Hier lag und liegt doch eine politische Aufgabe unübersehbar vor uns!

Es ist gewiß ein Unterschied, den Städtebau als Mittel angewandter Politik zu gebrauchen und zu mißbrauchen, wie das in den Diktaturen dieses Jahrhunderts geschah, oder die Frage nach der einer Gesellschaft gemäßen, zweckentsprechenden, wirtschaftlichen, auch würdigen Stadtform als eine politische Aufgabe anzusehen, ja als eine politische Aufgabe von Rang unter höchste Ansprüche zu stellen. Dies ist die Chance, die wir verpaßt haben.

Nicht, daß versäumt wurde, neue Straßen zu bauen, breiter als je zuvor, ist tragisch, wenn auch bedauerlich, sondern daß die Zersiedelung unserer Landschaft, die Auflösung unserer Städte, die Aushöhlung ihrer Mitten die Struktur einer formlos gewordenen Gesellschaft widerspiegeln. Ist und bleibt dies die Repräsentation unserer neuen Ordnung, so ist es ein wahrhaft klägliches Gegenstück demokratischen Form- und Gestaltungsvermögens gegenüber dem in Steinen und Städten ablesbaren Willen zur Selbstdarstellung östlicher Ideologie, mag man über sie und den künstlerischen Wert ihrer Kreationen auch denken wie man will; so ist es das offene Eingeständnis kulturellen Unvermögens, eines politischen Versagens, das Folgen haben muß. Der Wiederaufbau als »Wirtschaftswunder« mag Neidgefühle erregen – das sind negative Reaktio-

nen –, die Anschaulichkeit und Begreifbarkeit einer neuen Stadtform von künstlerischem Rang müßte dagegen als Sinnbild einer freiheitlichen Gesellschaft von überzeugender Kraft sein.

Man wende nicht ein, daß unsere Gesellschaft ihrer Selbstdarstellung und ihres Selbstverständnisses in ihre Ordnung widerspiegelnden, zum täglichen Umgang mit ihr einladenden, mit ihr vertraut machenden, ihr immaterielles Eigentum werdenden Stadtformen nicht bedürfe. Täuschen wir uns weder über die Labilität noch über die Anspruchslosigkeit unserer Gesellschaft. Welche Faszination übte vor wenigen Jahren Brasilia aus! Die Eigenwilligkeit der Gesamtanlage, die Modernität ihrer Architektur, ihre Kreation aus einem Guß innerhalb weniger Jahre haben völlig übersehen lassen, daß es sich bei dieser Stadt um das jüngste Beispiel autoritärer Gesellschafts- und Stadtbaupolitik in westlichem Formengewande handelt. Daß Abertausende von Wohnungen mißbraucht werden, um Menschen in Monumenten leben, zu Figuren in Staffagen werden zu lassen, die der Repräsentation des Staates oder eines Mannes dienen, statt erst einmal und nichts anderes als Geborgenheit schenkende Wohnung zu sein, dies gab ebensowenig zu denken wie der Umstand, daß die Mitte der Stadt aus nichts mehr als einer technisch perfekten Kreuzung ihrer beiden spektakulären Achsen besteht. Darf aber aus der bedenklichen Anfälligkeit, die wir gegenüber der Faszinationskraft in der blendenden Erscheinung Brasilias gezeigt haben, nicht doch der positive Schluß gezogen werden, daß bei uns ein latentes Bedürfnis vorhanden ist, im Bild der Stadt eine Überhöhung unserer Lebensform zu erfahren, ein Bewußtwerden der Zugehörigkeit zum Gemeinwesen und der Teilhabe an einer Gesellschaft, deren wohlgestaltete Stadtform gute Gefühle

auslöst? Dann stehen wir vor dieser Aufgabe. Wir – das sind Sie und ich: es ist die gesellschaftliche Aufgabe unserer Generation.

III.

Die Stadt ist ebenso räumliche Voraussetzung und Grundlage bestimmter Lebensformen, wie sie deren räumlich-bildliche Ausdrucksform ist. Städte haben Generationen geprägt und umgekehrt. Das Verhältnis zwischen Mensch und Stadt ist nicht konstant. Das Leben, das Bedürfnis und der Wunsch nach bestimmten Daseinsformen sind in den Wechselbeziehungen zwischen Lebens- und Stadtform das Primäre, und sie verändern die Städte. Das gilt auch heute. Städtebauer erleichtern – oder erschweren auch – diesen Veränderungsprozeß; sie bewerkstelligen lediglich das sekundäre städtebauliche Vollziehen des Prozesses als Sachkundige wie als Glieder ihrer Generation. Wenn unsere Städte gegenwärtig so außergewöhnlichen Veränderungen ausgesetzt und in ihren Grundlagen gefährdet werden, so sind wir alle daran beteiligt, weil wir unsere Lebensformen¹ gründlich wandeln oder sich wandeln lassen.

Wir ärgern uns über Verkehrskalamitäten, aber wir fahren Auto; wir klagen über abendliche Öde im Stadtzentrum, aber wir sehen fern, hören rund, Tonband oder Schallplatten; wir vermissen den unmittelbaren Gedankenaustausch durch Wort und Gespräch im Freundes- und Verwandtenkreis, im Zirkel oder Klub, im geselligen und gesellschaftlichen Verkehr, wir schreiben auch nicht mehr, schon gar nicht mit der Hand, aber wir telefonieren fleißig; wir trauern dem guten alten

¹ Der Ausdruck wird hier immer im umfassendem Sinne, Lebensgefühl und Lebensstil einschließend, gebraucht.

Bäcker nach, »unserem« Schlachter und Delikatessenhändler, aber wir kaufen im Selbstbedienungsladen; schließlich, wir fahren nach Italien und Spanien, mindestens, und erfreuen uns an alten Städten und alten Bauten, aber wir sparen den Architekten und lassen uns durch Fertighäuser nach Katalog »wohnersorgen«. Das alles, was wir bevorzugen, empfinden wir – mit Recht – als uns gemäß, als zeitgemäß, als fortschrittlich; es entspricht unserer Lebensform. Was wir aufgeben, auf was wir verzichten und keinen Wert mehr legen, ist überholt, altmodisch, Vergangenheit. Dies alles geschieht bewußt und unbewußt, meist freiwillig, bisweilen unfreiwillig. Und dies alles hat Folgen, die wir sehen und erkennen, in ihrem Gesamtergebnis auch als unausweichlich anerkennen müssen: wir haben innerhalb eines, des letzten, Jahrzehnts unsere Lebens- und Daseinsformen gründlich verändert und damit der überlieferten Stadtform in kurzer Zeit wesentliche Grundlagen entzogen, an sie neue und vielleicht ihr wesensfremde Anforderungen gestellt. Es heißt Ursache und Wirkung vertauschen – und das geschieht häufig –, wenn den Städten und dem Städtebau zur Last gelegt wird, daß unsere Städte heute nicht mehr »funktionieren«.

Ob die Stadtplaner auf diese Veränderungen hin richtig reagieren und die Städte eine Anpassung ihrer Stadtstrukturen an so schnell und gründlich veränderte Verhältnisse richtig und schnell genug betreiben können, sind Fragen, die nicht den Kern des Problems treffen. Ihn traf der Soziologe Hans Freyer, Professor emeritus in Münster; er meinte vor einigen Jahren in Hannover, sinngemäß wiedergegeben: die gegenwärtigen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Strukturveränderungen seien für die Menschheit bedeutungsvoller, als der Schritt vom Nomadentum zum Sesshaftwerden einst sein konnte.

Es ist hier nicht Raum und Zeit, um den wirtschaftlichen und sozialen Strukturwandel in seiner Komplexität, nach Ursache, Erscheinung und Wirkung darzustellen, der für unsere Städte, aber auch für das Land, von so großer Tragweite ist, daß wir von einem wahrhaft neuen Abschnitt in der Stadtentwicklung sprechen müssen. Wir haben in Hannover dafür exemplarische Untersuchungen geliefert und schon vor Jahren publiziert.

Die Folgen und Merkmale des Strukturwandels mit besonderer Relevanz für die Stadtentwicklung sind:

ein weiterer Bevölkerungszuwachs allgemein,

ein verstärkter Zuwachs an Bevölkerung in den Schwerpunkten der Wirtschaft: den Stadtregionen und Städten,

eine vom Bevölkerungszuwachs unabhängige Zunahme des Wohnungsbedarfs infolge Verlängerung der durchschnittlichen Lebenszeit,

eine Zunahme der Mantelbevölkerung durch Zuwachs an nichterwerbstätiger Bevölkerung infolge längerer Ausbildungszeit und frühzeitigerer Beendigung der Erwerbstätigkeit,

eine Zunahme an Beschäftigten im »tertiären Sektor«, den Dienste leistenden Berufen,

eine Zunahme an Arbeitsplätzen dieses Sektors vor allem in den Stadtzentren,

eine Zunahme der Besiedlung in den Mantelzonen der Städte,

eine insbesondere aus den beiden vorgenannten Vorgängen resultierende, stetig zunehmende zentripetale Verkehrsbewegung zu den im Stadtzentrum konzentrierten Arbeitsplätzen (in den Morgenstunden), wie

eine stetig zunehmende zentrifugale Verkehrsbewegung zu den in den Randgebieten beidseits der Stadtgrenzen dezentralisierten Wohnplätzen (in den Nachmittagsstunden),

- eine Zunahme der sozialen Einrichtungen aller Art (vom Kindergarten bis zum Friedhof) und ein steigender Flächenbedarf für sie,
- eine Zunahme der Verkehrsbedürfnisse in der Wirtschaft, im Berufs- und im Freizeitverkehr,
- eine Zunahme an Kraftfahrzeugen und des Flächenbedarfs für sie in allen Teilen der Stadt, insbesondere in den Stadtzentren.

Die Aufzählung, sie erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, kennzeichnet hinreichend den Strukturwandel der Wirtschaft und der Gesellschaft, der sich uns als ein Prozeß der »Verstädterung« darstellt. Lassen wir hier offen, ob und wie weit im ganzen wie im einzelnen sich jene Entwicklungszüge durch Maßnahmen der Raumordnung und der Landesplanung beeinflussen lassen; ihrer Richtung und ihrem Inhalt nach lassen sie sich jedenfalls nicht grundlegend verändern. Wir haben es bei dem Phänomen dieses Strukturwandels offenbar mit einer Gesetzmäßigkeit zu tun, die in unserer Zivilisation angelegt ist und in ihrem Ablauf eine atemberaubende Beschleunigungstendenz birgt. Der Strukturwandel, erstmals in den USA in Erscheinung getreten und dort schon früher studierbar, aber leider zu wenig beachtet und in seiner Eigenart erst spät erkannt, überraschte unsere Städte noch während ihres Wiederaufbaus; er traf und trifft sie weiter in ihren Grundlagen, den Lebens- und Daseinsformen von Generationen, die unsere Städte stadt- und zeitgerecht für andere Verhältnisse geschaffen haben.

Weil so oft und irrigerweise der moderne Verkehr für das kardinale Problem des Städtebaus gehalten wird, er, wie meine Aufzählung der Merkmale zeigt, aber nur ein Symptom unter anderen, indes das für jedermann augenfälligste aller Struk-

turveränderungen ist, wenige Daten aus Hannover zur Veranschaulichung dieses Problems: statistisch teilten sich jeweils am 1. Oktober

1949	.....	68,9	Einwohner
1960	.....	9,65	Einwohner
1962	.....	7,2	Einwohner
1965	.....	5,5	Einwohner in ein Personenauto.

Als wir 1949 in den Trümmern unserer Stadt für unsere Planung ein Verhältnis von 10:1 zugrunde legten, das Schweden und die Schweiz, vom Krieg nicht betroffene Länder, für die Zukunft erwarteten, galten wir als arge Utopisten. Nochmals: Verpaßte Chancen? Wer will angesichts solcher Entwicklung das ernstlich behaupten?

Der in seiner Tragweite noch nicht zu überschauende Strukturwandel hat Stadt und Land gleichermaßen erfaßt. Er wirkt sich gleichzeitig in einem Prozeß der Auflösung bisheriger funktionaler und räumlicher Zusammenhänge und Bezüge in den Daseinsformen aus wie in einem Prozeß neuer Integrationsvorgänge. Beide Vorgänge sind in Ursache, Wechselbeziehungen, Abhängigkeiten und Wirkung vielfach miteinander verflochten und stellen einen einzigen Problemkomplex dar. Um die in ihm liegenden Aufgaben zu lösen, bedarf es vor allem zweier Voraussetzungen:

Einmal: unter allen Gesichtspunkten, unter denen die so vielen und verschiedenen Sachfragen zu sehen und zu beantworten sein mögen, das Ganze im Auge zu behalten, nämlich die künftige Stadtform in ihrem Wert für Individuum und Gesellschaft. Teilaspekte – ob familiengerecht oder autogerecht – müssen in eine Gesamtschau eingehen, die auf eine *stadtgerechte* Form der Stadt gerichtet ist, die dem Einzelnen wie der Gesellschaft in ihren Bedürfnissen, Wünschen und Ansprüchen so

gerecht und gemäß wie nur möglich wird. Dazu gehört auch ein Freiwerden von Verwaltungsgrenzen, die der Wirklichkeit des Lebens fremd und hinderlich geworden sind. Und nicht zuletzt wird eine ernste Frage zu prüfen sein: wie unsere persönliche und gesellschaftliche Zukunft, unsere Lebensform und ihre Stadtform vor der Willkür und dem Mißbrauch in der Bodennutzung geschützt werden können, die heute, verstärkt durch eine Überbewertung des Eigentumsrechts am Grund und Boden, leider eingerissen sind, eine Überbewertung, die wir uns nicht länger leisten können, wenn wir gesellschaftspolitisch nicht versagen wollen.

Zum anderen: die Vielfalt der Sachfragen und der Gesichtspunkte, unter denen sie zu beurteilen sind, verlangt eine Mitarbeit – also keine nebenrangige, nur beiläufige Beteiligung – wissenschaftlicher Disziplinen, die bisher nur vereinzelt, von Fall zu Fall und eher zufällig als systematisch Stadtforschung betreiben:

Was verändert unsere Lebensformen und wie?

was ist nützlich, was schädlich an diesen Veränderungen?

sollen und können wir diese Veränderungen beeinflussen?

wie können wir sie beeinflussen?

mit welchem Ziel, mit welchen Mitteln, mit welchem Aufwand?

Das und anderes sind Fragen, die mit wissenschaftlichen Methoden – bisher erst in Ansätzen vorhanden – systematisch zu bearbeiten und deren Antworten – durch Städtebauer – zu Alternativen in Lösungsvorschlägen zu verdichten sind, deren Annahme oder Ablehnung eine Sache politischer Entscheidungen sein muß. Heute – um es zu bekennen – ist der Städtebauer versucht oder gezwungen, neben der Rolle des Bauherrn auch noch die dritte Rolle wissenschaftlicher Sachverständiger

zu übernehmen, nämlich auf jene Fülle von Fragen selbst Antworten zu geben, aus ihnen eine Lösung zu finden und mit ihr die politische Entscheidung alternativlos zu »automatisieren«, ein Verfahren und eine Verantwortung, die ihn seiner Aufgaben wie Fähigkeiten berauben, den Sinngehalt der Stadt zum Kunstwerk zu gestalten.

Für immer mehr Menschen gewinnt die künftige Stadtform Bedeutung, Bedeutung für ihr individuelles Wohlbefinden, ihr kollektives Verhalten, das soziale Niveau der Stadtgemeinde, die wirtschaftliche Entwicklung und politische Zukunft des Volkes. Diese Bedeutung verlangt einen neuen Arbeitsstil, eine wissenschaftliche Grundlagenforschung, eine gesellschaftliche Aufmerksamkeit und eine politische Rangstellung, die wir der Stadt und ihrer Zukunft schuldig sind.

IV.

Die kompakte Stadt, die sich im 19. Jahrhundert aus der mittelalterlichen Stadt durch Erweiterungen Ring um Ring entwickelte, erweist sich für die Ansprüche der Gegenwart und Zukunft immer mehr als unzureichend; sie wird funktionsuntüchtig und -unfähig, und insbesondere ist es ihr Mangel an Anpassungsfähigkeit, der zu neuen Vorstellungen zwingt.

Jener Prozeß der Auflösung alter Formen und der Integration zu neuen Formen bringt mehr und mehr den alten, Jahrhunderte hindurch Lebens- und Bauformen bestimmenden Gegensatz zwischen Land und Stadt zum Schwinden. Das braucht und sollte vor allem nicht bedeuten, daß künftig allein Stadtformen das Erscheinungsbild der Landschaft räumlich und baulich prägen oder gar gänzlich ausfüllen, so stark die sogenannte Verstädterung auch fortschreitet.

Der Auflösungs- und Integrationsprozeß ist mit einer fortschreitenden Differenzierung sozialer, wirtschaftlicher und kultureller Betätigungen verbunden und wird begleitet oder auch erst ermöglicht durch eine Mobilität, eine zunehmende Lockerung in den alten Bindungen zwischen den Orten des Wohnens, des Arbeitens, der Erholung und der Muße, die bisher unbekannt war. Die Freizügigkeit in der Wahl der Betätigungen und ihres Platzes ist dank modernen Verkehrsmitteln auf weite Räume ausgedehnt, die früher dafür außer Betracht lagen. Diese Differenzierungs-, Auflösungs- und Integrationsvorgänge erzeugen neue und neuartige funktionale und räumliche Strukturen. Sie erstrecken sich bandförmig und netzartig, von den Städten als Wirtschaftszentren ausgehend, benachbarte Gemeinden und Landschaften einbeziehend, nach und nach in das Land. Stadt und Land gehen in solchen Räumen, die zuerst von der statistischen Wissenschaft als Stadtregionen bezeichnet wurden, eine eigenartige Symbiose ein. Aus ihr zeichnet sich eine neue Stadtform ab: die »Regionalstadt«.

Die Siedlungsstruktur im mitteleuropäischen Raum zeigt die Eigentümlichkeit, daß Orte von verschiedener Funktions- und Zentralitätsbedeutung in alten und sich ergänzenden Wechselbeziehungen zueinander stehen. Es hat sich hierin besonders im deutschsprachigen Raum eine Gesetzmäßigkeit erwiesen, die in verhältnismäßig gleichen Abständen – Entfernungen von der Dauer alter Tagereisen – Orte von minder (sekundär) zentraler Bedeutung im Umkreis größerer Städte primär zentralen Ranges hat entstehen lassen. Sie sind untereinander und mit der Zentralstadt ihres größeren Raumes, der Region, in sozialer, kultureller, wirtschaftlicher, auch administrativer Hinsicht mannigfach verbunden; nicht zuletzt äußert sich das in einem guten und stetig verbesserten Verkehrsnetz solcher

Regionen, von denen wir in der Bundesrepublik heute annähernd siebenzig haben.

Man darf sich vorstellen, daß diesen und anderen geeigneten Orten in der Region künftig vermehrt Aufgaben zuwachsen, deren Übernahme oder auch weitere Wahrnehmung durch die Zentralstadt nicht mehr vertretbar ist. Ja, es bietet sich an und dürfte sinnvoll sein, den minder zentralen Orten Aufgaben zu übertragen, die bisher vornehmlich oder nur von der Zentralstadt erfüllt wurden. Die fortschreitende Differenzierung äußert sich ja nicht nur quantitativ, etwa in der Vermehrung der Produktionsvorgänge durch Arbeitsteilung, sondern vor allem auch qualitativ durch ständige Verfeinerung in der Nachfrage und im Angebot von Leistungen. Diesem qualitativen Differenzierungsprozeß wird die Zentralstadt künftig nur dann gewachsen sein, wenn sie Aufgaben an andere zentrale Orte minderer Ordnung abgibt. Die heutige Konzentration der Dienstleistungen in den Zentralstädten und insbesondere deren Stadtzentren überlastet sie in gefährlicher Weise. Dieser immer bedenklicher und kritischer werdenden Erscheinung wird nur durch mehrere gleichzeitig zu betreibende Gegenmaßnahmen mit Aussicht auf Erfolg zu begegnen sein: einmal durch die erwähnte Abgabe alter und Zuweisung neuer Funktionen an jene Orte; zum anderen durch eine Koordinierung der Siedlungs- und der Verkehrsplanungen in der Region und zum dritten, eine Voraussetzung für beide Maßnahmen, durch den Bau moderner Schnellbahnen, die zu einem leistungsfähigen Verbund der minder zentralen Orte mit ihrer Zentralstadt und untereinander führen.

Hier sind einige Worte über Verkehr und Verkehrsmittel nötig. Sie werden den politischen Charakter auch dieser anscheinend »nur« technischen Frage zeigen; denn den Wettbewerb

zwischen Auto und Bahn, zwischen Straße und Schiene werden wir nicht sich selbst überlassen können. Die Leistungsgrenze des Autos liegt nicht in der Modernität und Vielzahl der Straßen, sondern im Durchschnitt der – biologisch, physiologisch und psychologisch bestimmbar – begrenzten Leistungsfähigkeit aller Autofahrer. Sie liegt wesentlich niedriger als die durch automatische Kontrollapparaturen gesicherte Leistungsgrenze von Schienenfahrzeugen, die in naher Zukunft wahrscheinlich ohne Personal fahren werden. Im umfassenden Sinne des Begriffs werden volkswirtschaftliche Gründe, die viele Komponenten haben, uns zu einer Entscheidung zu Gunsten der Schiene (oder anderer kollektiver Verkehrsmittel noch nicht bekannter Art) zwingen. Jedoch: schränken wir – wie auch immer – die Benutzung des Autos (etwa für den Berufsverkehr ins Stadtzentrum) ein, um die Altstadt, die ehrwürdige, zu erhalten, um die Innenstadt, das wirtschaftliche, soziale, kulturelle Zentrum attraktiv für jedermann zu machen, um kostspielige, die Cityfunktion störende und doch stets unzureichend bleibende Verkehrsbauten zu vermeiden, um die Rentabilität der öffentlichen kollektiven Verkehrsmittel zu erhöhen, um die künftige Stadtform, die Regionalstadt, anzubahnen, so geht das auf Kosten des Wertes Freizügigkeit und Wahlfreiheit; dann handelt es sich also um eine echte politische Entscheidung, die weder Sache der Städtebauer noch der Experten sein kann. Das existente umgekehrte Beispiel Los Angeles (Kalifornien) bestätigt den Konflikt und den politischen Charakter des Problems: dort hat der Bürger bereits seine Wahlfreiheit eingeübt, er *muß* das Auto benutzen! Es gibt weder eine Lösung der gegenwärtigen städtischen Verkehrsprobleme noch einen Weg zu neuen Stadtformen ohne eine politische Entscheidung, die es ermöglicht, die Regional-

stadt, insbesondere ihren Berufsverkehr, vornehmlich durch Schienenverkehr in modernster Weise zu bedienen. Daß diese politische Aufgabe das finanzielle Vermögen der Regionsgemeinden und ihrer Zentralstädte bei weitem übersteigt und als Politicum erster Ordnung auch von Bund und Ländern mitverantwortet und getragen werden muß, kann hier nur am Rande erwähnt werden, so aktuell diese Frage zur Zeit auch ist.

Die moderne Verkehrstechnik verringert die Zeitspannen in der Überwindung von Räumen immer mehr; damit entstehen völlig neue Lagewerte, und Orte, die noch vor zehn Jahren als abgelegen, für Gewerbe und Industrie wie für städtisches Wohnen und Leben als schwer erreichbar und deshalb als uninteressant galten, gewinnen nun an Bedeutung und Qualität. Das Zeitmaß relativiert das Raummaß, und bisher weitläufige Räume werden zu schnell durchmeßbaren, auch begreifbaren und erlebbaren Räumlichkeiten: zu Raumstrukturen mit gleichwertiger gewordenen Nutzungschancen, als das je zu ahnen war. Die neue Raumqualität, die die Zeitverkürzung in der Überwindung von Entfernungen den sekundär zentralen Orten beschert, sollte dazu genutzt werden, ihnen durch Übertragung neuer Aufgaben einen städtischen Charakter zu geben, der sie vor dem Absinken in den Minderwert »Vorort« oder »Schlafstadt« oder vor anderen einseitigen Funktionen bewahrt. Das Ziel der modernen Stadtentwicklung zur »Regionalstadt« ist ein hochgradiges Verflechtungs- und Verbundsystem, das allen Lebens- und Daseinsfunktionen zugute kommt und eine Ausgewogenheit unter den verschiedenen Teilen der Region herbeiführt, die jedem Teil eigene Qualitäten läßt oder gibt, die zugleich für das Ganze unentbehrlich sind. Deshalb ist es so wichtig, so früh wie möglich dafür zu

sorgen, daß alle Teile einer Region nicht nur integrationsfähig erhalten bleiben, sondern vor allem auch integrationswert entwickelt werden. In einer sich wechselseitig ergänzenden Teilung der Funktionen und in einer auf diese komplementäre Ausstattung bezogenen städtebaulichen Ausbildung aller ihrer Teile liegt die Notwendigkeit wie die Sinngebung der neuen Stadtform.

Die Regionalstadt ist die Antithese zur gewohnten monozentrisch entwickelten Stadt. Der polyzentrischen Stadtform liegt die Vorstellung zugrunde, eine Vielzahl von Städten und stadtgleichen Orten, die mit einer Zentralstadt als Gravitationszentrum eines größeren Raumes schon heute mannigfaltig verbunden und in sich variationsreich strukturiert sind oder sein werden, mitsamt ihrer Landschaft unter einem Begriff neu zu sehen, zu einem Gebilde neuer Art zusammenzufügen und zu einer Stadtform neuen Gepräges zu gestalten. Die ganze Mannigfaltigkeit moderner städtischer Struktur, zu der unabdingbar vor allem auch der freie und ungestörte grüne Raum, der Raum der Entspannung und Muße gehört, wird sich erst in der Gesamterscheinung und in der Vielfalt an Eigenart dieser neuen Stadträume darstellen.

V.

Das andere Charakteristikum der Regionalstadt ist die enge Wechselbeziehung zwischen der Größe und Weite ihres Einfluß- und Ausstrahlungsraumes und der Wertigkeit ihres Hauptzentrums.

Je fortgeschrittener und intensiver der Differenzierungs- und Integrationsprozeß in einem Raum ist, desto höherwertiger sind die Zentralfunktionen. Deshalb braucht die neue

Stadtform eine Mitte von hoher Leistungsfähigkeit für steigende Ansprüche. Hier stellt sich ein doppeltes Problem, einmal: die Multifunktionalität, das entscheidende Merkmal für die Stadt und ihre Mitte, die Attraktivität für jedermann, die Mannigfaltigkeit in materiellen und immateriellen Angeboten der Stadtmitte auch künftig zu gewährleisten und sie zu vervollkommen; zum anderen: den alten Kern der Zentralstadt, die auch Mitte der Regionalstadt ist, bleiben und werden sollte, für diese Aufgaben einzurichten, sie den Anforderungen und Ansprüchen der Gegenwart und Zukunft anzupassen, kurz: sie zu erneuern. Das eine ist vornehmlich ein gesellschaftliches, das andere vornehmlich ein städtebauliches Problem mit wirtschaftlichen, rechtlichen und technischen Komponenten prozessualer Art.

Die polyzentrische Regionalstadt setzt wie gesagt eine Übertragung von Funktionen, die bisher die Stadtmitte erfüllt, auf die Nebenzentren in den sekundär zentralen Orten voraus. An ihre Stelle treten zwar neue Funktionen, die durch die zunehmende qualitative Differenzierung der Ansprüche und Angebote ausgelöst werden, wie: Spezialisten in hochwertigen Waren und Dienstleistungen. Aber solche und andere Verfeinerungen allein garantieren noch nicht die Multifunktionalität des Zentrums der großen und alten Stadt als Mitte der neuen Stadtform. Sie setzt die wichtige gesellschaftliche Entscheidung voraus, daß unsere künftigen Lebensformen noch eine Mitte verlangen! Aus dem Wandel des Lebens und seiner Formen stellt sich die Kernfrage nach der künftigen Wertschätzung einer Stadtmitte und nach ihrer Form. Bis in die Gegenwart hinein durfte der Städtebau mit im wesentlichen gleich gebliebenen Verhaltens- und Lebensweisen der Stadtbürger rechnen. Das alte Gebot »Sechs Tage sollst Du arbeiten«

hat den Lebensrhythmus unzähliger Generationen bestimmt und über ihn die Lebensformen, die maßgeblich Stadtgesellschaften wie Stadtformen geprägt haben; die Hinfälligkeit dieses Gebots in unserer Zeit dient hier lediglich als Symptom für Wandlungen, die nach dem künftigen Sinn und Wert einer Stadtmitte fragen lassen.

Unter den beiden – erlaubten – Annahmen eines steigenden Lebensstandards und einer zunehmend von Arbeitslasten und Pflichten freier werdenden Zeit – sowohl im Tages- und Wochen- wie im Jahres- und Lebensrhythmus – wird die Freizügigkeit in der Gestaltung unseres Daseins größer werden: in der Wahl des Wohnplatzes und des Arbeitsplatzes, der Muße am Tag und des Urlaubs im Jahr. Gleichgültig ob Mitursache oder Folge, Mittel zum Zweck oder Nebenwirkung sind Begleiterscheinungen von Bedeutung: die Bewegungsfreiheit, die das Auto vermittelt, die Leichtigkeit, Arbeitsplatz und Beruf zu wechseln, fallende Grenzen, schwindende Hürden großer Entfernungen und fremder Sprachen; auch die Kommunikationsmittel Fernsehen und Tonband, Fernsprecher und Fernschreiber, Paperback und Farbdruck sind hier zu erwähnen. Zusammengefaßt: eine wachsende Mobilität und Integration, Weiträumigkeit und Verflechtung über große Entfernungen hin. Interessen und Geschäfte, Freundschaften und Heiraten werden »weltweit«.

Neue Kommunikationsmittel haben mit steigender Qualität und Zugänglichkeit für jedermann nicht nur die Kommunikationsgrenzen, die Horizonte, erweitert, sondern auch das alte Kommunikationsmonopol des Marktes in Frage gestellt, den Kommunikationswert der Stadtmitte verringert. Die Mobilität, die frei und unabhängig macht, die Individualisierung fördert und mit einer Vereinzelung verbunden ist, macht, so scheint

es, die ortsgebundene Gruppenbildung überflüssig, die auf unmittelbaren Kontaktbedürfnissen beruht und unmittelbare Kontakte ermöglicht. Wenn es sich erweist, daß mit wachsender Mobilität das gesellschaftliche Kommunikationsbedürfnis schwindet, wird dann ein Mangel an Nachfrage nach unmittelbaren Informationen und Kontakten die Stadtmitte noch rechtfertigen, die bisher der zentrale Austauschplatz individueller und kollektiver Kommunikationen war? Wachsende Entfernungen und Zeit- und Kostenaufwendungen für ihre Überbrückung erschweren zunehmend die Unmittelbarkeit von Kommunikationen in weiträumig werdenden Stadtgebilden und können sie uninteressant, unwirtschaftlich, unmöglich machen. In Wechselwirkung steigt die Nachfrage nach indirekten, technisch vermittelten Kommunikationen, nach deren Qualität, Häufigkeit und Reichweite. Mit immer umfangreicher und besser gebotener Erfüllung solcher Wünsche besteht weniger Anlaß zur Unmittelbarkeit persönlichen Austauschs von Gedanken und Nachrichten, weniger Interesse am Erleben von Ereignissen, an der Teilnahme am Geschehen.

Hier steht nicht der Wert oder Unwert direkter und indirekter Kommunikation zur Debatte, die unter vielen Gesichtspunkten geführt werden könnte, sondern lediglich deren Anteil am Wandel unserer Lebensform unter Bezug auf die Mitte der Stadt. Der Prozeß der gehaltlichen und räumlichen Entleerung der Stadtzentren, ablesbar am schwindenden Besuch und Schwund von Kontaktgelegenheiten vieler Art – ob Kirchen und Kinos, Kaffees und Kneipen oder Klubs und Kabarets –, wird durch nachlassendes Interesse des Städters an »seinem« Zentrum ausgelöst, das einmal seine Mitte, Hauptmerkmal des Stadtbegriffs war. Ein »Verlust der Stadtmitte« kündigt sich an, er ist schon eingetreten.

Für den Städtebauer stellen sich auch hier Fragen, die nicht von ihm zu beantworten sind: gesellschaftspolitische Fragen, deren Beantwortung um so schwieriger ist, als der »Bauherr«, die Gesellschaft, sich bisher wenig Gedanken über die Zukunft der Städte gemacht hat, ja sie sich kaum der Wandlung ihrer Struktur bewußt werden mag und deshalb auch schwerlich in der Lage ist, gesellschaftspolitische Ziele dem Städtebauer an Hand zu geben. Welchen Funktionen soll und kann künftig ein Stadtzentrum dienen? Gesetzt den Fall, es gäbe in Zukunft zu wenige oder gar keine Ansprüche, Wünsche, Bedürfnisse mehr, die ein Stadtzentrum überlieferten oder nicht überlieferten Begriffs rechtfertigen könnten, ist dann nicht doch eine Mitte für die bildhafte Vermittlung und Anschaulichkeit des Stadtbegriffs notwendig? Oder wäre das eine inhaltlose Form, Romantik, Symbolismus, Anachronismus? Oder ist die künftige Stadt eine »stadtlose« Stadt, ein Gebilde ohne das bisher unabdingbare, wichtigste Wesensmerkmal der Stadt: eine Mitte, die anschaulich und begreiflich, zu durchschreiten und zu erleben ist, die anzieht und ausstrahlt?

Der Begriff »City« bezeichnet im Englischen ursprünglich – und wohl heute noch – eine Rangstellung vor Town, zuerkannt für besondere, nämlich geistlich-geistige Funktionen, die des Bischofssitzes. Wenn wir solchen Rangunterschied im Sprachgebrauch auch nicht gekannt haben – Ausnahme ist Münster i. W., wo die Rangstellung der Stadt ihr auch den Namen gab –, so hat doch ein zweites Merkmal, das der Selbstverwaltung, den Stadtbegriff stärker als anderswo bei uns geprägt. Geistlich-geistiger *und* politischer Rang haben neben den wirtschaftlichen Funktionen des Marktes bei uns den City-Begriff als Stadtbegriff schlechthin bestimmt. Er besaß zugleich einen gesellschaftlichen Charakter, unterschied und for-

mierte, schuf städtebauliche Form. Die Intensität der unmittelbaren Kommunikationen gesellschaftlicher, wirtschaftlicher geistiger, kultureller Art bestimmten Qualität und Bedeutung, Wachstum und Lebenskraft der Städte, vollzogen und dargestellt in ihrer Mitte.

Eine erste Veränderung dieses Begriffsinhalts bescherte das 19. Jahrhundert. Die »City« wurde zum Begriff für das Geschäftszentrum; die alte Stadtmitte mit Stadtkirche, Rathaus und Markt sank ab zur »Altstadt«. Auch in den Fällen, in denen räumlich eine Identität zwischen Altstadt und Geschäftszentrum erhalten blieb, wurden neue Funktionen für das Leben und das Bild der Mitte bestimmend: der Hauptbahnhof, das Grand-Hotel, das Warenhaus; die Gebäude und Anlagen bis dahin Stadtleben und -bild maßgeblich beeinflussender Funktionen wie Rathaus und Marktplatz, Kirche und Schloß behaupteten sich vielfach nur noch als Baudenkmäler, mehr begleitende Architekturform als die Mitte des Lebens vom Gehalt her bestimmend.

Heute erfährt die Mitte der Stadt eine zweite Verwandlung ihres Begriffsinhalts, die eine Folge der Veränderungen in unseren Lebensformen ist und sie zugleich veranschaulicht. Die USA haben sie in ihren Städten vorgezeichnet, um so müheloser, vielleicht auch leichtfertiger, als sie mit wenigen Ausnahmen weder der Form noch dem Begriff nach die Stadtmitte europäischer Städte bei sich gekannt haben. – Daß dies in den Teilen Amerikas, die unter romanischen Traditionen Stadtgründungen durch Spanier und Portugiesen, auch Holländer und Franzosen, erfuhren, anders war, daß auch im englisch besiedelten Hauptgebiet erst mit Penn's Philadelphia – ausgerechnet der Stadt solch musischen Namens – ein rationalistisches Prinzip ohnegleichen, hinreichend bekannt,

stadtformbestimmend wurde, kann hier nur angemerkt werden. – Die Nordamerikaner schufen anstelle der Stadtmitte und des englischen City-Begriffs den »Central Business District«, der über alle historisierenden Bemühungen der Jahrhundertwende um repräsentative Stadtformen hinweg das Bild ihrer Städte prägt; er ist – und bezeichnenderweise kann er es sein – mit der räumlichen Stadtentwicklung auf Wanderschaft: von Downtown über Midtown nach Uptown und weiter zu den Ablegern der Shopping-Centers. Dieser District, von Anfang an mit Bürohäusern zur Vermietung und Verwaltungsgebäuden ausgestattet, wandelt sich in den USA mehr und mehr in einen Central Administration District. In den europäischen Stadtzentren zeichnet sich immer deutlicher der gleiche Entwicklungsprozeß ab; er ist für sie jedoch ungleich folgenreicher.

Große und hohe Verwaltungsgebäude nehmen die Stadtmitte ein, beanspruchen den besten Platz, bestimmen mit großen Höhen und harten Konturen die Stadtsilhouette, werfen ihre Schatten über die alten und neuen Bauten der Gemeinschaft, ob Kirche oder Rathaus, Theater oder Konzerthaus, Bibliothek oder Museum, auch über Kaffeehaus und Gasthaus, Gassen und Plätze. Bauten immaterieller Zweckwidmung werden gegenüber den baulichen Repräsentationen moderner wirtschaftlicher Konzentration, gesellschaftlicher Gruppenorganisation und öffentlicher Administration unbedeutend. Das bis in die Gegenwart für die Mitte der Stadt und den City-Begriff charakteristische Geflecht multifunktionaler Grundstruktur verliert die alte Vielfalt der Substanzen, der Lebensäußerungen, der räumlichen und architektonischen Erscheinungen, der Spannungen zwischen weit und eng, Licht und Schatten im wörtlichen wie bildlichen Sinn. Unbestritten die Notwen-

digkeit der großen und kleinen Administrationen, jedoch: müssen sie das Stadtzentrum beherrschen oder gar ablösen, die alte Silhouette beeinträchtigen und zerstören, haben sie ein Recht auf solchen Geltungsanspruch, repräsentieren sie unsere Gesellschaft, können und dürfen sie Mitte der Stadt sein?

Diese Administrationen sind in ihren baulichen Großformen der städtebaulichen und architektonischen Maßstäblichkeit europäischer Stadtzentren ebenso fremd, wie sie durch den Rhythmus ihres Betriebsgeschehens und die Bezugslosigkeit ihrer Interessen zur eigentlichen Stadtgesellschaft dem Urbanen gefährlich sind, dem mit vielen Merkmalen imponderabler Art die Stadtmitte dient und gewidmet bleiben sollte. Weltweite Interessen, mit technischen Apparaturen und modernen Kommunikationsmitteln, mit Funk und Jet betrieben, sind kaum an die »City«, ja manchmal nicht einmal an die Städte und Stätten der großen Produktionsanlagen gebunden. Der Rhythmus der Fünftageweche und des Achtsturentages – beide Perioden werden sich noch verkürzen – läßt die großen Bauanlagen der Administrationen außerhalb dieser Zeiten mit samt ihrer Nachbarschaft zu toten Zonen werden, die für die Stadtmitte lähmend sind. Der Druck und Sog des morgendlichen und abendlichen Berufsverkehrs mit einem immer stärker werdenden Strom an Autos sprengt das Gefüge der Stadtmitte, nimmt den Straßenzügen ihre Proportionen, die auf Handel und Wandel von Mensch zu Mensch bezogen sind; Autos überfluten die Plätze, die einmal dem sozialen Wechselspiel des Lebens in seiner ganzen Mannigfaltigkeit gewidmet und Kostbarkeiten für jedermann waren. Sicher sind es nicht die großen Administrationen allein, die, repräsentativ für den »tertiären« Wirtschaftsbereich, diesen Veränderungsprozeß

besorgen, dessen Produkt zugleich sie sind; aber ihr Anteil an der Entfremdung und Verformung der Stadtmitte ist besonders groß, und deren qualitative Auswirkungen auf die Grundstruktur der Mitte sind es, die alarmieren.

Wenn die Stadtmitte nicht ihren Sinn und Wert verlieren soll, zentraler Raum der für städtische Lebensformen charakteristischen sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Wechselbeziehungen zu sein, Gravitationspunkt der neuen Stadtform, der Regionalstadt, mit zentralen Funktionen für die Stadtregion zu werden, wenn sie diese ihr wesenseigene Aufgabe nicht einbüßen soll, dann wird man neben anderem – was sich als Folge von selbst einstellt, wie auch Wohnungen in der City und ihrer Nähe – sich zu zweierlei entschließen müssen, einmal: Die Regionalstadt zu fördern und für sie verwaltungspolitische, steuer- und finanzpolitische, verkehrspolitische, bodenpolitische Voraussetzungen zu schaffen, die eine neue Stadtform anbahnen, in deren regionalen Nebenzentren auch die Administrationen ihnen gemäße Standorte haben werden; zum anderen: Sich von dem Gedanken zu trennen, die Freizügigkeit im Autoverkehr nur durch Vermehrung der Straßenflächen aufrecht erhalten zu können. Es gibt auch eine ökonomische Relation – von der städtebaulich-funktionalen und ästhetischen hier einmal abgesehen – zwischen Nutzflächen und Verkehrsflächen, und sie ist nicht beliebig zugunsten des Verkehrs und auf Kosten der Boden- und Gebäudenutzung zu verändern. Sonst könnte es sich nämlich eines Tages nicht mehr lohnen, auf großzügig vermehrten Verkehrsflächen noch Ziele in der Innenstadt aufzusuchen, weil sie nach und nach in übermäßiger Weise dieser einen Verkehrsart geopfert wurden, und die Mitte der Stadt dann offenbar auch nicht mehr Mitte für ihr gesellschaftliches Sein ist.

Beide Entschlüsse sind gesellschaftspolitische Entscheidungen und nicht in die Hand des Städtebauers gegeben. Vor diesen Entscheidungen steht die Kernfrage nach dem gegenwärtigen und künftigen Verhältnis zwischen Mensch und Stadt, nach der Lebensform, die wir wünschen und als uns gemäß und würdig ansehen, die unsere künftige Stadtform prägen soll, die Städte, in denen bald die überwiegende Mehrheit unseres Volkes leben wird. Brauchen wir noch eine Stadtmitte und wofür? Oder steuern wir in der Tat auf »stadtlose« Gebilde zu, dann also Stadt- und Lebensstrukturen, die keiner Mitten mehr bedürfen? Jedenfalls nicht bisher überlieferter. Steuern? Wer steuert? Es wird Zeit, daß sich unsere Gesellschaft mit diesen Fragen befaßt, die Politiker sich ihrer bauherrlichen Verantwortung bewußt werden und dem Problem Stadtentwicklung einen Vorrang geben, der ihm sicher vor manchem anderen Notstand gebührt; denn hier vollziehen sich Tag für Tag Versteinerungen und Verkrustungen, die irreparabel sind.

★

Ich habe den Wunsch, es möchte uns gelingen, die alte Grundstruktur unserer Städte, ihre Mitte und ihre Silhouette, die in ihrer Dreiheit und Dreidimensionalität unlöslich miteinander verbunden sind, auch in Zukunft der neuen Stadtform zu bewahren, und künftige Generationen möchten für ihre Lebensform solche Mitten nicht entbehren wollen. Bei aller Vehemenz der gegenwärtigen Erscheinungen dürfte die Entwicklung der Lebensformen doch eine Kontinuität in sich bergen, der analog ein Zwang zur Kontinuität auch in der Weiterentwicklung zu neuen Stadtformen gegenübersteht. Auch sie ist nur kontinuierlich möglich, von welcher Seite aus die Auf-

gabe auch angesehen wird: als politische Willensbildung, als geistige und schöpferische Leistung, als finanzwirtschaftliches Problem, als technisch-wirtschaftlicher Prozeß der Durchführung von Konzeptionen, die für eine Vielzahl von Städten in kurzer Zeit zu verwirklichen sind. Weder der Elan der russischen Revolution noch die nicht minder elanvolle Staatsbildung in Israel haben zu grundlegend neuen Stadtformen führen können, so groß dafür auch Voraussetzungen und Chancen waren.

Der gesellschaftliche und wirtschaftliche Strukturwandel in unserer Zeit zwingt uns tatsächlich zu neuen Stadtformen, aber er braucht uns nicht zur Aufgabe von Werten und Grundformen städtischer Zivilisation und Kultur zu zwingen, wenn wir sie uns erhalten wollen. Auch deren neue Gehalte und Formen werden Kontinuität zu Vorhergegangenen haben und auch der Wunsch zu bildhaftem Bewußtmachen und Transponieren individuell empfundener und kollektiv anerkannter neuer Werte wird, wie ich denke, kontinuierlich fortbestehen. Gegenwartsbewußtsein und Geschichtsbewußtsein finden hilfreiche Anschaulichkeit und Bildhaftigkeit kaum besser als im Bild der Stadt, und allein schon aus diesem – einem politischen – Grund ist es von Bedeutung, daß Stadtgrundriß und Stadtbild, Straßenraum und Platzgestalt Kontinuität bewahren und auch in ihrer Wandlung weitervermitteln.

Schließlich: der Grundriß von Peking ist ebenso »unpraktisch« für die Gegenwart wie anachronistisch zu der gesellschaftlichen Wirklichkeit und politischen Zielsetzung der Chinesen. Aber sie haben einen ausgeprägten Sinn für Geschichtsbewußtsein und wissen, wie übrigens auch die Russen, genau, was sie tun, wenn sie Kontinuität im Bild der Stadt bewahren; es steckt ein tiefer Legitimitätsanspruch auf die Gestaltung der

Gegenwart darin. Die mitteleuropäische und insbesondere die deutsche Stadt hat ebenso eigengesetzliche okzidentale Formen entwickelt wie die orientalische Stadt. Ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden ist, daß im Gegensatz zur typhhaft und relativ schematisch praktizierten Wiederholung orientalischer Stadtformen – vergleichbar mit der schier endlosen Wiederholung des gleichen Stadtmusters in Nordamerika – die mitteleuropäische Stadt unendlich viele Variationen erfahren hat, die fast alle einzigartige Eigenheiten besitzen, die sie unverwechselbar und wertvoll machen. Allein die – dem Orient wie Nordamerika fremde oder doch viel weniger vertraute – künstlerische Ausnutzung und Ausformung topographischer und landschaftlicher Gegebenheiten, hat unsere Städte zu Kunstwerken, wenn auch unterschiedlichen Ranges, werden lassen. Wir sollten auf sie so wenig verzichten wollen, wie die Chinesen – und auch wir! – auf Peking verzichten möchten, so »überständig« dies auch sein mag.

Diese unsere Stadt, insbesondere ihre Mitte, hat Generationen geprägt. Sie hat es nicht verdient, gedankenlos aufgegeben zu werden. Wir sind offenbar eine Generation des Übergangs, mannigfacher, auch brüsker Übergänge von Altem zu Neuem. Aber wir haben die Pflicht, die Grundstruktur und Grundform unserer Stadtzentren, die vom Wesen des Stadtlebens geprägt sind, der Zukunft so zu überliefern, daß sie ihr offen bleiben; denn, ich hoffe es, kommende Generationen werden Lebensart und Lebensform besitzen, die nach einer Mitte verlangen; einer anderen und neuen vielleicht, aber einer geistigen Mitte ihrer Gesellschaft, die auch nach ihrer räumlichen, städtebaulichen und architektonischen Entsprechung in einer ihr gemäßen, künstlerisch gestalteten Stadtmitte Verlangen haben wird.

Diese Zukunft dürfen wir nicht verbauen; wir sollten vielmehr helfen sie anzubahnen. Hierin liegt unsere gemeinsame Verantwortung.

SCHLUSSWORT DES ORDENSKANZLERS

Ich danke den Rednern, die der Toten gedachten, und Herrn Hillebrecht, der ein höchst modernes Problem beleuchtet hat. Abschließend habe ich noch folgendes bekanntzugeben: In den Sitzungen unseres Kapitels gestern nachmittag und heute morgen haben wir die auf 17 zusammengesunkene Zahl unserer auswärtigen Mitglieder durch Zuwahlen erhöht. Die Namen können jedoch erst bekanntgegeben werden, wenn das Einverständnis der Gewählten eingeholt worden ist.

Bei den Zuwahlen deutscher Mitglieder stehen wir immer wieder vor einem Dilemma, das einmal öffentlich bekundet werden muß.

Als 1952 die drei noch lebenden Mitglieder des Kapitels – diskret gelenkt und beraten von Theodor Heuss – durch die Zuwahl von 27 neuen Mitgliedern die statutenmäßig festgelegte Zahl –

eine Zahl, die sich bewährt hat und an der man nicht rütteln sollte – wiederhergestellt hatten, boten sich in allen drei Sektionen (der geistes- und der naturwissenschaftlichen sowie der der Künstler) viele Namen an. Denn in den zwanziger Jahren waren in allen Bereichen Männer und Frauen hervorgetreten, deren Zuwahl zum Kapitel selbstverständlich gewesen wäre; aber nach 1933 konnte keine Zuwahl mehr stattfinden. Mancher, dem die Wahl gebührt hätte, mußte deshalb 1952 noch zurückgestellt werden; einige von ihnen sind inzwischen unsere Mitglieder geworden, andere hat bereits der Tod ereilt. Aber noch immer gibt es Frauen und Männer von hohem Rang, die wir gern als die unsrigen ansehen möchten, die wir aber nicht mehr zuwählen können. Denn wir, gebunden durch die Statuten, müssen darauf bedacht sein, so viele Mitglieder zu besitzen, daß wir beschlußfähig bleiben. Wir müssen deshalb neben den Verdiensten mit in Rechnung stellen, ob wir uns von den Gewählten noch eine aktive, uns durch Anregungen und Beurteilungen fördernde Mitwirkung versprechen dürfen.

Ich bringe diesen Hinweis hier vor unter dem Eindruck einer Rede, die Theodor Heuss anläßlich des 200. Jubiläums der Göttinger Akademie der Wissenschaften im Jahre 1951 gehalten hat. Mit sachkundigem Blick hatte er – wie bereits 1942 die Mitgliederliste unseres Ordens – das Mitgliederverzeichnis der Akademie daraufhin geprüft, wer in ihm fehlte, heute aber noch berühmt ist – dazu gehörte z. B. Georg Christoph Lichtenberg. Für den Fall, daß einmal unsere Liste unter eine entsprechende Lupe genommen wird, stelle ich fest, daß wir uns der Tatsache, eine Reihe von – uns an sich erwünschten – Zuwahlen nicht vollzogen zu haben, bewußt gewesen sind, sie aber aus den angeführten Gründen nicht vollziehen konnten.

Damit ist unsere Sitzung zum Ende gelangt. Im Einverständnis mit unserem Protektor, dem Herrn Bundespräsidenten, schließe ich die öffentliche Sitzung des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste, gehalten in der Aula der Bonner Universität am 3. Juni 1966.

ANHÄNGE

Internes Ordensgespräch

am 25. April 1964 in Kassel

über das Thema

»Intuition und Fleiß«

BEITRAG VON WERNER BERGENGRUEN

Im sechsten Band dieser Reihe (1963|64) findet der Leser die Aufzeichnung abgedruckt, die Gerhard Domagk für das inoffizielle Treffen der Ordensmitglieder in Kassel aufgesetzt hatte (abgeschlossen am 22. April 1964, zwei Tage vor seinem Tode, verlesen vom Ordenskanzler am Morgen des 25. April, bevor die Nachricht vom Tode des Verfassers eingetroffen war). Die Aussprache drehte sich um das Thema »Intuition und Fleiß«. Eingeleitet wurde sie von Werner Bergengruen, der als Exempel zu diesem Thema berichtete, wie ihm der Einfall gekommen war, seinen Roman »Am Himmel wie auf Erden« zu schreiben. Vom Kanzler am Vorabend gebeten, das Wort zu ergreifen, machte er sich Notizen; leider haben sich diese in seinem Nachlaß nicht angefounden. Aber mit Erlaubnis von Frau Bergengruen drucken wir die Schilderung dieses Vorgangs wieder ab, die unser wenige

Monate später vom Tode ereiltes Mitglied aufgenommen hat in sein Buch »Schreibtischerinnerungen« S. 38–41 (Verlag der Arche in Zürich).

Ich war ein unermüdlicher Spaziergänger. Wanderungen zu Fuß, zu Rad oder mit allerlei Wasserfahrzeugen machten mich mit den Umgebungen Berlins vertraut, aber auch mit der Mark Brandenburg im Ganzen. Von Berlin brach ich zu manchen Fahrten auf, darunter auch zu der im Sommer 1933 unternommenen »Deutschen Reise«; den ihr geltenden Bericht, im Winter 1933/34 in Berlin auf Grund vieler unterwegs gefüllter Notizhefte geschrieben, habe ich 1959 abermals hinausgehen lassen.

Wollte ich alles aufzählen, was ich in Berlin geschrieben, zu schreiben versucht, entworfen und geplant habe, ich fände kein Ende. So will ich mich begnügen, auf das hinzuweisen, was in Berlin spielt, – eine Redewendung, die mich immer wieder entzückt, weil sie den jeder künstlerischen Hervorbringung bei all ihrem tödlichen Ernst innewohnenden Charakter des Spielenden, wo nicht gar Spielerischen, so unverhohlen ans Licht stellt. Da wäre denn mein 1930 im »Berliner Tageblatt«, 1951 als Buch erschienener Roman »Der goldene Griffel«, mein aus dem Zusammenleben mit den eigenen Kindern erwachsenes Kinderbuch »Zwieselchen«, die Geschichte von den Sterntalern und auch so manches, das kein selbständiges Buch ausmachen konnte, wohl aber sich diesem oder jenem sammelnden Bande vergnüglich einfügen ließ. Vor allem aber der Roman »Am Himmel wie auf Erden«.

Im Sommer 1931 schlenderte ich eines Nachmittags in Berlin die Tauentzienstraße entlang. Ich kaufte mir eine Zeitung und überflog sie im Gehen. Im Unterhaltungsteil stieß ich auf eine

Art historischer Reportage, die »Berlins aufregendste Tage« überschrieben war und sich offenbar durch mehrere Nummern des Blattes fortsetzte. Sie hatte es in der Hauptsache mit Ereignissen von kriegerischer Natur zu schaffen, und ich erinnere mich, daß in späteren Folgen der Russeneinfall von 1760 und die Franzosenzeit geschildert waren. Heute, um allerlei Erfahrungen in Sachen aufregender Berliner Tage reicher, vermag ich mir leicht die weiteren möglichen Fortsetzungen vorzustellen, die damals noch in keines Menschen Sinn kommen konnten.

Die Nummer, die ich in Händen hielt, hatte es mit der Sündflutpanik zu schaffen, die in den Anfangsjahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts über ganz Europa hinging, nach ihrem Erlöschen in Berlin wieder auflebte und endlich an einem Sommertage voll dramatischer Geschehnisse ihre Lösung fand. Das war im Jahre 1524. Sowohl die große und allgemeine Panik als auch die speziell berlinische war durch astrologische Prognosen hervorgerufen worden. Ich hatte von diesen Tagen, die für Berlin sicherlich die aufregendsten jenes Jahrhunderts waren, bis zur Stunde nichts gewußt und fühlte mich augenblicks aufs stärkste ergriffen, ja, in ein Abenteuer von noch nicht überschaubarer Weite hineingerissen.

Dieser Reportage also, die übrigens geschichtlich Beglaubigtes und Erfundenes bunt durcheinandermengte und sich hierbei, dem Aktualitätsbedürfnis des Zeitungslesers zuliebe, eines zeitgenössischen Depeschestils bediente (»wie wir soeben erfahren ... wie unser Berichtstatter meldet ... amtlich wird bekanntgegeben ...«) verdanke ich den Anstoß zu meinem Buch. Es war für mich ein coup de foudre. Noch mitten im Gewühl der Tauentzienstraße war ich entschlossen, die Berliner Flutpanik zum Gegenstand einer Erzählung zu machen, die sich

mir freilich noch nicht als ein umfangreicher Roman darstellte, eher als ein Gebilde von hundert bis hundertundfünfzig Seiten. Aber sein Grundsinn stand sofort vor mir. Die Erzählung sollte die Verwirrung einer ganzen Stadt durch alle Stände und Schichten der Einwohnerschaft schildern und hierbei die jedem Einzelnen, aber auch der Menschheit als Ganzem stets aufs neue sich stellende Aufgabe sichtbar machen: durch die Anfechtung und Angst den Weg zur Klarheit zu finden.

Aus der Chronik des Ordens

1966

- a) *Empfang beim Herrn Bundespräsidenten (Bonn 3. Juni 1966)*
- b) *Professor Carl Orff spricht als Freund der Familie und Vertreter des Ordens bei der Beisetzung von Wieland Wagner (zugewählt am 3. Juni 1966) in Bayreuth, 21. Oktober 1966.*
- c) *Überreichung des »Pour le mérite« an Lord Todd in der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland in London (17. Oktober 1966)*
- d) *Adresse des Ordenskanzlers, übersandt zum 150. Todestag der Madame de Staël, gefeiert in der Sorbonne am 20. Oktober 1966.*

EMPFANG BEIM
HERRN BUNDESPRÄSIDENTEN
(BONN, 3. JUNI 1966)

(Von links nach rechts)

Prof. Dr. Hillebrecht, Prof. Dr. Burckhardt, Bundesminister des Innern,
Lücke, Rektor der Universität Bonn, Prof. Dr. Groth, Prof. Dr. Heisenberg,
Prof. Dr. Hahn, Prof. Dr. Schmitthenner, Bundespräsident Dr. Lübke,
Prof. Dr. v. Rad (verdeckt), Prof. Dr. Schramm, Prof. Dr. Haenisch, Prof.
Dr. Kaufmann, Prof. Marcks, Prof. Dr. Kienle (fast verdeckt), Prof. Dr.
Rothfels.



*Carl Orff spricht als Freund der Familie
und Vertreter des Ordens*

bei der Beisetzung von Wieland Wagner

in Bayreuth, 21. Oktober 1966

Ich spreche hier auch im Namen des Ordens »Pour le mérite«, der Wieland Wagner zu den Seinen zählte.

Lieber Wieland,
dorthin, wo Du uns vorausgegangen bist, kann Dir heute nur unser Gedenken, unsere bewundernde Verehrung und unsere Liebe folgen. Wir sind ohne Dich um Vieles ärmer, um Vieles einsamer geworden. Worte verstummen in unserer großen Trauer und doch wollen sie sich formen zu einem Dank für das, was Du uns, was Du der Welt mit Deinem einmaligen Werk gegeben hast. Nicht die einzelnen, unvergeßlichen Ereignisse allein sind es, sondern das, was sie ausgelöst haben, was uns so tief bewegt und, wenn man es in dieser Stunde sagen darf, beglückt. Und so, in dieser befreienden Beglückung, lebst Du in uns weiter, so bleibt uns Dein Genie ein Leitstern, den wir nie erreichen, dem wir aber folgen wollen. Sei gegrüßt in großer Verehrung und Liebe.
Ave atque vale.

Überreichung des »Pour le mérite« an

LORD TODD

in der Botschaft der

Bundesrepublik Deutschland in London

17. Oktober 1966

(Von links nach rechts)

Der Ordenskanzler Prof. Dr. Schramm, Lady Todd, Lord Todd, Miss Todd,
Botschafter der Bundesrepublik Deutschland in London, H. Blankenhorn.



Adresse des Ordenskanzlers

übersandt zum

150. TODESTAG DER MADAME DE STAËL

gefeiert in der Sorbonne am 20. Oktober 1966

Ich bin nicht beauftragt, im Namen irgendeiner Institution meines Heimatlandes zu sprechen, die berechtigten Anlaß hätte, bei der heutigen Feier sich zum Wort zu melden; aber als Angehöriger der deutschen Bildungsschicht fühle ich mich doch befugt, für einige Sätze um Gehör zu bitten; denn ich weiß, daß sie sich in der Bewunderung und Dankbarkeit für Madame de Staël einig ist, mir also nachträglich das angemessene Amt des »Speaker« zugestehen würde.

In der Abfolge sachkundiger Ansprachen in wenigen Worten etwas Gehaltvolles beizutragen, ist immer schwierig; im heutigen Falle ist das ganz besonders schwierig; denn der Geist der Celeanbranda funkelt wie ein Diamant, der auf hundert Facetten geschliffen ist. Ich muß mich – was an sich der deutschen Diktion ungewohnt ist – auf einige Aperçus beschränken.

Der Name Staël-Holstein hat bei uns seinen eigenen Klang; denn er gehört einem Adelsgeschlecht, dessen Geschichte von den Ritterzeiten an mit den baltischen Provinzen, dann mit Rußland, Schweden und Deutschland verbunden ist. Seltsam ist nun, daß die berühmteste Trägerin des bekannten Namens mit ihm nur ganz äußerlich etwas zu tun hat: sie nahm ihn bei der Eheschließung an, wie ein Mädchen ein Schmuckstück ansteckt, und sie behielt ihn bei, als der Gatte längst seiner Wege gegangen war, so wie eine Frau aus Gewohnheit ein Schmuckstück weiterträgt, dessen Schenker ihr aus der Erinnerung entschwunden ist.

Bei dem Mädchennamen der – pseudo-baltischen – Baronin horchen wir Deutsche gleichfalls auf, da er uns daran erinnert, daß einer der beiden Großväter, der Professor Necker, aus Deutschland stammte. Aber wer wollte sich nun unterfangen, im Denken und Empfinden der Enkelin deutsche Züge aufzuspüren? Ganz im Gegenteil: ein Deutscher, der sich mit Madame de Staël auseinandersetzt, wird ja zunächst immer von dem Eindruck beherrscht, daß sich in ihr das Franzosentum geradezu inkarniert hat: Klarheit des Denkens, verbunden mit Einsicht in die Natur der Menschen und die Fähigkeit, mit der Sprache alles einzufangen, selbst das noch, was in anderen Idiomen schwer in Worte zu fassen ist. Aber diese Frau, die das Ohr Europas zu erreichen bedacht war und es in der Tat erreichte, wäre zu einfach gekennzeichnet, wenn man sie als Urfranzösin feierte, so wie man ihren Zeitgenossen, den Reichsfreiherrn Carl vom Stein, als Urdeutschen herausstellen könnte: den Reformator Preußens, der auf einem seiner Schlösser ein Bild der Madame de Staël aufgehängt hatte und ihr äußerlich durch das gemeinsame Schicksal verbunden war, von Napoleon gehaßt und verfolgt zu werden. Nein, Madame de Staël war nicht nur Französin. Für sie gab es zur Schweiz hin keine Grenzsteine, und sie kannte

Deutschland nicht nur, sondern verstand es – verstand es sogar besser als viele Deutsche: insofern bildet ihr berühmtestes Buch einen der – leider nicht allzu zahlreichen – Belege für die Tatsache, daß der Fremde (wenn nicht Antipathie sein Blickfeld von vornherein einengt) die Chance hat, tiefer zu schauen als die Einheimischen.

Mit dem Minister vom Stein hat die Tochter des Ministers Necker ferner das gemeinsam, daß alle Versuche, sie in den herkömmlichen Rubriken der Geschichtswissenschaft unterzubringen, auf eine Vergewaltigung ihres geistigen Daseins hinauslaufen: wie der preußische Minister war sie konservativ, aber auch fortschrittlich, achtete sie die Tradition, war jedoch zugleich beherrscht von »liberalen«, das heißt: humanen Überzeugungen. Bei beiden hat das zur Folge gehabt, daß sie einmal für diese, dann für jene Weltanschauung oder geistige Richtung beschlagnahmt wurden, ohne daß bis heute eine klare Entscheidung gefallen ist. Deshalb stehen sie ja – der eklatanteste Beweis für die Originalität ihrer Persönlichkeiten – noch heute »zur Diskussion«, die Forschung weiter beschäftigend und immer von neuem jene anziehend, die Sinn für Originalität haben.

Vom Stein, der – wenn auch nur kurz, aber doch nachhaltig – in die Gestaltung seiner Zeit einzugreifen vermochte, unterscheidet sich Madame de Staël dadurch, daß sie sowohl von der Revolution als auch von dem zum Kaiser aufgestiegenen General zurückgestoßen wurde und die restaurierten Bourbonen der Emigrantin keinen ihrer würdigen Platz anzubieten hatten. So endete das Leben der Madame de Staël im abgelegenen Coppet, ähnlich wie Stein, über den nach 1814 die Zeit hinwegschritt, seine letzten Jahre auf dem abgelegenen Cappenberg verbrachte. Doch gleich wieder ein Unterschied: auf diesem westfälischen Schloß fanden sich mit der Zeit immer weniger Besucher ein, während

Coppet, zeitweise die Hauptstadt der geistigen Fronde gegen Napoleon, dank des Charmes und des Ingeniums der Besitzerin seine Anziehungskraft behielt.

Weiter: Steins Tätigkeit erschöpfte sich in Denkschriften, deren Fülle und Vielseitigkeit uns erst in den letzten Jahrzehnten bekannt geworden ist; Madame de Staël hielt dagegen die Drucker in Atem. Bewunderer, die nicht nach Coppet wallfahrten konnten, lasen ihre Bücher, lasen auch die auf Befehl des Kaisers vernichteten, dann jedoch neu gedruckten; lasen weiter, als Madame de Staël nicht mehr zu den Lebenden gehörte, aber als geistige Potenz weiterwirkte. Im Falle des Freiherrn vom Stein können wir daher von einer Stein-»Renaissance« sprechen; Madame de Staël ist dagegen – wenn auch jeweils verschieden gesehen, verschieden beurteilt – immer aktuell geblieben.

Dieses Faktum prägt ja auch – wenn ich richtig sehe – die heutige Feier. Im Gegensatz zu so vielen Gedenktagen, bei denen als Triebfeder das schlechte Gewissen des Vergessen-Habens oder die Wichtigtuerei eines geistigen Klüngels wirksam sind, handelt es sich darum, eine Frau zu ehren, die bereits anderthalb Jahrhunderte im Sarge liegt, aber nie aus dem Gedächtnis der Nachwelt entschwand. Die heutige Feier, veranlaßt durch ein markantes Datum, hat also nur eine Funktion, wie sie der Unterschrift und dem Siegel des Notars zukommen, nämlich vor der Öffentlichkeit zu bescheinigen, daß die Tochter Joseph Neckers, die Gattin eines schattenhaften Barons aus dem Norden, die Frau, die erzfranzösisch, aber noch viel mehr war, die es im geistigen Bereich mit jedem Manne aufnahm, aber immer Frau blieb, daß diese ungewöhnliche, einmalige Frau noch lebt und weiterleben wird.

Wir Deutsche besitzen einen Anspruch auf Teilhabe an dem Besitz der Madame de Staël seit 1814, das heißt, seit dem Jahre,

in dem ihr Buch »De l'Allemagne« in deutscher Sprache erschien. Zur Hand ist uns der Originaltext jetzt in der meisterhaften Edition der Comtesse de Pange: der wohl jeder Parallele entbehrende Fall, daß eine geistvolle Urenkelin im Vollbesitz moderner Methoden, das Hauptwerk ihrer Vorfahrin in kritisch bereinigter Form der Wissenschaft vorzulegen vermochte. So verbindet sich für mich am Schluß die Bewunderung und Verehrung für die wahre Kennerin Deutschlands im Zeitalter Napoleons mit dem Respekt für die bewunderungswürdige Frau, die ihr Leben der Aufgabe gewidmet hat, das Bild ihrer genialen Urgroßmutter von verfälschenden Retouchen zu befreien.

VERZEICHNIS
DER MITGLIEDER DES ORDENS
POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

DEUTSCHE MITGLIEDER

Stand: 31. Dezember 1966

KARL VON FRISCH IN MÜNCHEN	ZOOLOGE
OTTO HAHN IN GÖTTINGEN	CHEMIKER UND ATOMFORSCHER
ERICH KAUFMANN IN HEIDELBERG	RECHTSGELEHRTER
1959–1963: Kanzler des Ordens	
GERHARD MARCKS IN KÖLN	BILDHAUER
PAUL SCHMITTHENNER IN KILCHBERG	ARCHITEKT
1959–1964: Zweiter Vizekanzler	
ab 1964: Erster Vizekanzler	
OTTO WARBURG IN BERLIN	BIOCHEMIKER
CARL ORFF IN DIESSEN AM AMMERSEE	KOMPONIST
KARL SCHMIDT-ROTTLUFF IN BERLIN	MALER UND GRAPHIKER
WERNER HEISENBERG IN MÜNCHEN	PHYSIKER
GERHARD RITTER IN FREIBURG I. BR.	HISTORIKER
LUDWIG MIES VAN DER ROHE IN CHICAGO/USA	ARCHITEKT
RICHARD KUHN IN HEIDELBERG	CHEMIKER
ab 1964: Zweiter Vizekanzler	
ROMANO GUARDINI IN MÜNCHEN	PHILOSOPH
PERCY ERNST SCHRAMM IN GÖTTINGEN	HISTORIKER
ab 1963: Kanzler des Ordens	
HANS KIENLE IN HEIDELBERG	ASTRONOM
HANS ROTHFELS IN TÜBINGEN	HISTORIKER
CARL FRIEDRICH FRHR. V. WEIZSÄCKER IN HAMBURG	PHYSIKER

ADOLF BUTENANDT IN MÜNCHEN-OBERMENZING	BIOCHEMIKER
FRANZ DÖLGER IN MÜNCHEN	BYZANTINIST
WOLFGANG SCHADEWALDT IN TÜBINGEN	KLASSISCHER PHILOLOGE
GERHARD VON RAD IN HEIDELBERG	ALTTESTAMENTLICHER THEOLOGE
CARL LÜDWIG SIEGEL IN GÖTTINGEN	MATHEMATIKER
RUDOLF HILLEBRECHT IN HANNOVER	ARCHITEKT UND STÄDTEPLANER
KARL JASPERS IN BASEL	PHILOSOPH
ALFRED KÜHN IN TÜBINGEN	ZOOLOGE UND BIOLOGE
HANS WIMMER IN MÜNCHEN	BILDHAUER

AUSLÄNDISCHE MITGLIEDER

Stand: 31. Dezember 1966

CARL J. BURCKHARDT IN VINZEL/KT. WAADT, SCHWEIZ	HISTORIKER
GEORGE GOOCH IN CHALFONT ST. PETER/BUCKS., ENGLAND	HISTORIKER
SARVEPALLI RADHAKRISHNAN IN NEW DELHI, INDIEN	RELIGIONSPHILOSOPH
HENRY HALLETT DALE IN LONDON, ENGLAND	PHYSIOLOGE
ETIENNE GILSON IN VERMENTON (YONNE), FRANKREICH	PHILOSOPH
BERNHARD KARLGRÉN IN STOCKHOLM, SCHWEDEN	SINOLOGE
OSKAR KOKOSCHKA IN VILLENEUVE/VAUD, SCHWEIZ	MALER
LISE MEITNER IN CAMBRIDGE, ENGLAND	PHYSIKERIN
THORNTON WILDER IN HAMDEN, CONN./USA	DICHTER
CHARLES HUGGINS IN CHICAGO, USA	MEDIZINER
FRANCOIS-LOUIS GANSHOF IN BRÜSSEL, BELGIEN	HISTORIKER
ALBERT DEFANT IN INNSBRUCK-HÜTTING, ÖSTERREICH	GEOPHYSIKER
ANDRÉ JEAN FESTUGIÈRE IN PARIS, FRANKREICH	RELIGIONS- WISSENSCHAFTLER
ANDRÉ GRABAR IN PARIS, FRANKREICH	KUNSTHISTORIKER
WALTHER VON WARTBURG IN BASEL, SCHWEIZ	ROMANIST

JAMES CHADWICK IN DENBIGH/N. WALES, ENGLAND	PHYSIKER
ANNETTE KOLB IN MÜNCHEN	SCHRIFTSTELLERIN
EMIL STAIGER IN ZÜRICH, SCHWEIZ	LITERATUR- WISSENSCHAFTLER
ALEXANDER TODD IN CAMBRIDGE, ENGLAND	CHEMIKER

Nach dem 1. Januar 1965 sind verstorben:

THOMAS STEARNS ELIOT	4. 1. 1965
RENÉE SINTENIS	22. 4. 1965
ALBERT SCHWEITZER	4. 9. 1965
HANS PURRMANN	17. 4. 1966
GEORG VON HEVESY	5. 7. 1966
WIELAND WAGNER	17. 10. 1966
ERICH HAENISCH	20. 12. 1966
PIETER GEYL	31. 12. 1966

INHALT

Öffentliche Sitzung der Mitglieder des Ordens 1965

Begrüßungsworte des Vizekanzlers des Ordens Richard Kuhn	7
Gerhard Domagk, Gedenkworte von Otto Warburg	15
Werner Bergengruen. Gedenkworte von Carl J. Burckhardt	27
Thomas Stearns Eliot. Gedenkworte von Wolfgang Schadewaldt	41
Johann G. Kienle. Mensch und Kosmos	55

Öffentliche Sitzung der Mitglieder des Ordens 1966

Begrüßungsworte des Ordenskanzlers Percy Ernst Schramm	85
Renée Sintenis. Gedenkworte von Gerhard Marcks	95
Hans Purrmann. Gedenkworte von Gerhard Marcks	101
Albert Schweitzer. Gedenkworte von Carl J. Burckhardt	113
Rudolf Hillebrecht. Die Stadt und ihre Mitte	151
Schlußwort des Ordenskanzlers	167

Anhänge

1. Internes Ordensgespräch am 25. April 1964 über das Thema »Intuition und Fleiß«. Beitrag von Werner Bergengruen	175
2. Aus der Chronik des Ordens (1966)	179
a) Empfang beim Herrn Bundespräsidenten (Bonn, 3. Juni)	180

b) Professor Carl Orff spricht als Freund der Familie und Vertreter des Ordens bei der Beisetzung von Wieland Wagner (zugewählt am 3. Juni) in Bayreuth, 21. Oktober	183
c) Überreichung des »Pour le mérite« an Lord Todd in der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland in London (17. Okt.)	184
d) Adresse des Ordenskanzlers, übersandt zum 150. Todestag der Madame de Staël, gefeiert in der Sorbonne am 20. Oktober. . .	187



Mitglieder des Ordens. Stand 31. Dezember 1966	193
Bildnachweise	201

BILDNACHWEISE

Gerhard Domagk:	Tita Binz, Mannheim
Werner Bergengruen:	Photograph nicht bekannt
Thomas Stearns Eliot:	Angus McBean, London
Renée Sintenis:	Gerda Schimpf, Berlin
Hans Purrmann:	1. Photograph nicht bekannt
Hans Purrmann:	2. Selbstporträt: Frhr. von Werthern, München-Obermenzing
Hans Purrmann:	3. Zeichnung von Prof. Hans Wimmer: Goertz, München
Albert Schweitzer:	1. Fritz Eschen, Berlin-Wilmersdorf
Albert Schweitzer:	2. In Lambarene: Photograph nicht bekannt
Empfang beim Herrn Bundespräsidenten:	Bundesbildstelle, Bonn
Überreichung des Ordens an Lord Todd:	ERICA, London

